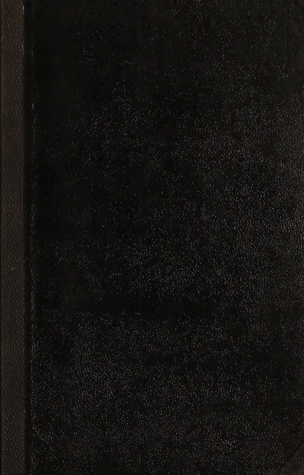








Zur Pferdekunde.

Kritische und didaktische Blätter

über

Pferde-Erziehung und Bändigung,

sowie über

Reit- und Fahrkunst.

Mit Rücksicht auf die älteren und neuesten Methoden.

Aus den

Ansichten und Erfahrungen eines alten Cavalleristen,

nebst einem Vorschlag zu einer

rationellen Remontirung.

Mitgetheilt von

Pei.

Wien, 1860.

Verlag der Wallishausser'schen Buchhandlung (Josef Klemm).
Stadt, hoher Markt 541.

Druck von J. B. Wallishausser.

Inhalt.

		Seite.
	Vorwort.	
I.	Das Pferd muß erzogen werden. — Die Methode entwickelt sich an der Natur der Dinge und Verhältnisse	3
II.	Das Pferd des kriegerischen Nomaden. Das Pferd der Civilisation. — Zwei Wege der Pferdeerziehung	8
III.	Rarey's Methode der Bändigung. Seine drei Grundsätze	14
IV.	Einige Vorgänger Rarey's. Jumper. Sullivan, der irische Ohrenbläser	20
V.	Verläßliche Geheimmittel zur augenblicklichen Bändigung der bösartigsten Pferde	27
VI.	Art der Gaucho's und der Indianer Nord-Amerika's, wilde Pferde einzufangen und zu bändigen	30
VII.	Major Balassa's Methode der Zähmung. — Sein Hufbeschlag ohne Zwang. — Ein Wort über Longiren	35
VIII.	Die Pferde der Wüste	38
IX.	Die letzte österreichische Expedition nach Syrien und Persien zum Ankauf orientalischer Zucht-Pferde. — Das Militärgestüte zu Babolna. — Das Hofgestüte in Lipizza	68
X.	Aus der Geschichte der Reitkunst	79
XI.	Rarey's Pferde-Dressur	90
XII.	Baucher's Methode der Reitkunst	95
XIII.	Ueber „Reiterei“ in der Kavallerie. — Dicke Pferde. Ansichten des Marschalls von Sachsen darüber	98
XIV.	Das englische Pferd. Ueber dessen Abstammung, Züchtung und Leistungen. Erbfehler. Anglomanie	108
XV.	Zähmen und Thätigmachen des wilden und verdorbenen Pferdes	120
	a. Ueber das Ausfangen mit dem Arkan	121
	b. Einstallen. Putzen und Beschlagen am Kappzaum	122
	c. Das Longiren ohne Reiter	124
	d. Reiten mit dem Wischzaum. Aufzäumen	129
	e. Das Einfahren. — Ueber das Fahren im Allgemeinen. — Der lebendige Wagen. — Einspannen mit dem „Schulmeister“. — Zusammenspannen der jungen Pferde.	130

		Seite
XVI.	Fahrkunst. — Einspannen und Fahren mit Juckern. — Der Wiener Fiaker. — Das Vierspännigfahren vom Bock aus. — Der ungarische Fünferzug. — Einiges über Zusammenstellen von Juckerzügen	142
XVII.	Ueber Zäumung, Gebisse und Hilfszügel. — Die Martingale. Schleifzügel. Die österreichische Equitations-Schul-Trense	157
XVIII.	Vorschlag zu einer rationellen Remontirung. — Mustern und Vorführen. — Zu- und Vorreiten à la maquignon	162
	Schlußbemerkungen	176

Vorwort.

Die neue Kunst der Pferdebändigung und Dressur, in welcher Herr Rarey mit sehr glänzenden Erfolgen in halb Europa macht, hat uns den Anlaß gegeben die nachfolgenden Blätter zu veröffentlichen. Wir wollen hiemit Rarey's persönlichen Verdiensten keineswegs zu nahe treten; wir sind die Ersten, anzuerkennen, daß er mit seltener Begabung und glücklichem Griff die Natur des Pferdes zu packen, und sich unterthan zu machen versteht; wir wollen auch gerne zugeben, daß es für Dilettanten und Fachmänner von besonderem Interesse ist, seinen Lectionen beizuwohnen, von ihm die Erklärung seiner Kunstgriffe zu hören, und seinen Takt bei deren Anwendung zu bewundern; doch wir konnten nicht so ohne weiteres zugeben, daß er die angestaunten Erfolge nicht seinem persönlichen Geschicke, daß er sie vielmehr neuen Anschauungen über die Natur des Pferdes verdanke.

Sollte die ehrwürdige Reitkunst, deren Fundamentalsätze der Pferdebehandlung noch heute in den Equitationen der deutschen Reiterei gelten, wie ehemals in der Schule des Herzogs von Newcastle, wirklich durch so lange Zeit im Irrthum und im Unklaren über die Anhaltspunkte gewesen sein, welche die Pferdenatur zu ihrer Unterwerfung bietet, und so unverständig in der Methode, welche sie zu diesem Zwecke in Anwendung brachte?

Das war es, was wir nicht so leichthin als bewiesen annehmen konnten; und es schien uns der Mühe werth, ein wenig Pferdephilosophie zu treiben, indem wir aus der Geschichte und an der Sache selbst zu entwickeln und bemühten, was wir weder der bloßen Autorität nachbeten, noch aus einigen blendenden Erfolgen ableiten wollten — nämlich eine rationelle Erziehungsmethode für Pferde.

Und so bildete sich von selbst die Kritik der Rarey-schen Produktionen; wir wurden nothwendig darauf geleitet, zu überlegen, ob sein Verfahren von ebenso allgemeinem Nutzen für Gebrauchszwecke sein könne, als es von Erfolg für Produktionszwecke ist; wir konnten dann mit einiger Sicherheit schließen, ob seine Kunst der Pferdebändigung einen wahren Fortschritt auf dem Gebiet der Pferdekunde vermitteln wird, oder blos eine ephemere, wenn auch glänzende Erscheinung ist, die kein anderes Verdienst hat, als persönliches, und am Ende Niemandem dient, als der Neugier und sich selbst. Einmal an der Arbeit, über hippologische Fragen zu diskutiren, haben wir unwillkührlich ein und das andere Thema berührt, das mit unserm ursprünglichen Vorwurfe, „uns ein Urtheil über Rarey zu bilden", nichts zu thun hat; und so haben wir, fast ohne es selbst zu merken, noch gar Manches in den Kreis der Diskussion gezogen, Vieles ausführlicher besprochen und diesen Blättern eine Ausdehnung gegeben, die über unsere ursprüngliche Absicht geht, und somit die Kritik der Methode Rarey's als sekundär in den Hintergrund drängt. Wenn wir das Ganze mit der Darstellung eines systematischen Vorgangs zur völligen Erziehung menschenscheuer oder verdorbener Pferde zu Gebrauchszwecken beschließen, so wollen wir uns nicht das Verdienst neuer Erfindungen vindiciren; wir versuchten vielmehr das Beste von alten Grundsätzen und Methoden, die leider theilweise nicht gekannt, theilweise vergessen und nicht angewendet sind, in ein rationelles System zusammenzustellen, und thun dies, um unsere Blätter auch Jenen von Nutzen zu machen, die etwas Positives, Praktisches, die mehr Didaktik als Kritik suchen.

I.

Das Pferd muß erzogen werden. Die Methode entwickelt sich an der Natur der Dinge und Verhältnisse.

Wir waren bis jetzt immer der Meinung, und ich glaube alle verständigen Hippologen mit uns, daß man das Pferd, dies edelste, energischeste aller unterjochten Thiere, gar sorgfältig erziehen und lange vorbereiten müsse, damit es jene Brauchbarkeit und Willigkeit zum Dienst erlange, die uns erlaubt, seine psychischen und physischen Kräfte alle zu unserem Vortheil und nach unserem Belieben auszunutzen. Und liegt diese Ansicht nicht etwa als innere Nothwendigkeit in der Natur der Sache? Eine solche Fülle von Kraft und Muth, die, gebändigt, sich in staunenswerthen Leistungen äußert, wird sich wohl dem Unverstand oder der Ungeduld nicht willenlos zu Gebote stellen, dieselbe Energie, die sich in der leichtesten Bewegung wie im Ueberwinden der größten Hindernisse kundgibt, wird sich wohl auch der Anmaßung des Menschen gegenüber geltend machen, so oft dieser es versucht, frischweg als Herr solcher Kräfte und Energie aufzutreten, dieselben ohne weiters in seinem Dienste und für seine Zwecke zu verwenden, ohne sie vorher für eben diese Zwecke entwickelt und erzogen, sich also dadurch schon faktisch unterworfen zu haben.

Der Mensch kann mit dem Pferde nicht Contrakte schließen; er kann ihm nicht vorschlagen: „Sei mein Diener, ich will dich

dafür warten, pflegen und schützen"; denn das Pferd versteht weder die Sprache der Worte, noch hat es Ueberlegung um Verpflichtungen einzugehen; und wäre dem Pferde Ueberlegung gegeben, diese Contrakte kämen gewiß nie zu Stande; das Pferd würde — wie Narey sagt — die schönsten Felder und Wiesen als Eigenthum vom Menschen in Anspruch nehmen, und seine überlegenen Kräfte würden dort bald den Herrn spielen, wo sie jetzt sich zu jedem Dienste bereit zeigen.

Aber das Pferd ist von Haus aus auch keine willenlose Maschine, die sich nach Belieben verwenden, anstrengen und zerbrechen läßt; es hat einen gewissen Grad von Urtheil, das von einem vorzüglichen Gedächtnisse unterstützt wird, es ist ein Kind, dessen Sinne die Eindrücke des Augenblickes fassen, von welchen es sich willig leiten läßt. Soll es also die Herrschaft des Menschen anerkennen, so muß es erfahren, daß unsere Gewalt, so oft wir gezwungen sind, solche anzuwenden, nicht zu brechen ist; es muß sich überzeugen, daß sein Wohlbefinden die unmittelbare Folge seines Gehorsams wird, und daß die Anforderungen, die wir an dasselbe stellen, das billige Maß seiner Kräfte nicht überschreiten. Diese Erfahrung und Ueberzeugung muß an die Stelle seines natürlichen Instinktes treten, aber das Pferd kann sie wohl nur aus einer langen und verständig fortgesetzten Reihe von Eindrücken schöpfen; diese Eindrücke gehen vom Menschen aus, und bilden in ihrer Gesammtheit die Erziehung des Pferdes, die also — wenn sie zu guten Resultaten führen soll — mit Consequenz, Takt und Ausdauer geleitet sein muß.

Die Erziehung ist nothwendig, sie läßt sich durch kein Surrogat ersetzen, und es gibt daher keine Geheimmittel und keinen Vorgang, durch welchen man sie überspringen, und mühelos und auf Einmal zum Ziele gelangen könnte, zu

dem Ziele nähmlich, das Pferd zu allen Anforderungen des Gebrauches, für welchen es bestimmt ist, tüchtig und willig zu machen.

Die Sache scheint wohl einfach und leicht einzusehen, und Niemand wird behaupten, daß es anders sein könne.

Dennoch kann ein Jeder auf ein großes gläubiges und dankbares Publikum rechnen, der als Zauberer auf dem Felde der Pferde-Dressur aufzutreten Lust und Geschick hat. Denn die Eitelkeit und Trägheit werden auch auf diesem Gebiete stets nach dem Neuen haschen, indem sie das Alte kurzweg für ungenügend erklären und verdammen, gewöhnlich, weil sie dasselbe eben nicht verstehen. An die Stelle von Studium, Erfahrung und Mühe sollen geheime Mittel und Kunstgriffe treten, die sich mit geringen Auslagen erwerben lassen; eine glückliche Entdeckung soll über Zeit und Ausdauer mit einem leichten Sprunge hinweg helfen!

Mit befriedigter Eigenliebe hört der unbeholfene Sonntagsreiter dem Propheten zu, der ihm solche Dinge verspricht und ihm beweist, daß die alte Reitkunst ein unnützer Trödel, der gebräuchliche Erziehung des Pferdes ein Labyrinth von Vorurtheilen und unklaren Begriffen sei, und daß ein Jeder mit wenig Zeit und fast ohne Mühe, Pferdebändiger und Bereiter sein könne, wenn er nur wolle und — zahle.

Er ist oft Literat — der Sonntagsreiter nähmlich, — also nicht ohne einen Anflug von Logik und allgemeinem Urtheil; er liest in der Zeitung von den außerordentlichen Erfolgen eines Reiters oder Pferdebändigers, welcher behauptet, man habe das Pferd bis jetzt immer nach falschen Grundsätzen behandelt, man habe weder zu reiten, noch Pferde zu unterwerfen verstanden.

Wie befriedigt ist er, der von diesen Sachen wirklich nichts verstanden hat, durch jenen Ausspruch; wie einleuchtend ist seiner

Eitelkeit das mehr oder minder schimmernde Raisonnement, mit welchem ein neuer Apostel der Hippologie seine Behauptungen unterstützt! Also nicht seine Ungeschicklichkeit und Unerfahrenheit ist Schuld, wenn der Sattel ihm zum permanenten Conferenztisch wird, auf welchem er aus den diplomatischen Unterhandlungen mit seinem Reitgaul nie heraus, und in schwierigen Fällen niemals zu andern Resultaten kommt, als zu einem schüchternen Versuche, den Herrn spielen zu wollen, der gewöhnlich mit Schönthun und Nachgeben endigt; nein, die verschobene Methodik der Reitkunst hat das alles zu verantworten; — man wird die Pferde von nun an so behandeln, wie es ihre Natur, die lang verkannte, erfordert; man wird sie beherrschen mit der Macht der Intelligenz; und im Geiste sieht er — denn er ist ein Mann des Fortschrittes — wie ihm kein Pferd mehr wild und unbändig genug ist, denn er macht die widersetzlichsten zu Lämmern.

Ob er nicht mit der Zeit auch Tiger bändigen und zureiten wird? Warum nicht! Er strebt ja vorwärts; und war ihm doch heute noch die Pferdebändigung ein eben so gefahrvolles als dunkles Feld; und jetzt? Alles ist eben und klar; er hat es ja gelesen, gedruckt gelesen, und „was er schwarz auf weiß besitzt, kann er getrost nach Hause tragen.“

Das sind die eifrigsten Neophyten jeder neuen Lehre auf dem Gebiet der Pferdekunde, und als ächte Dilettanten ruhen sie nicht eher, als bis sie die ersten Früchte praktischer Versuche, und diesmal in Form eines Trittes oder Schlages von ihrem erstaunten Zöglinge gepflückt haben, der vom neuen Regime nichts wissen will; die darauf folgenden Eis-Umschläge kühlen gewöhnlich den Eifer zugleich mit dem geschwollenen Beine ab.

Aber selbst Männer vom Fach lassen sich oft durch Erfolg und Sophismen blenden, und pures Interesse für die Sache

macht ihr Urtheil oft so befangen, daß sie Altes oder Unhaltbares, wenn es nur in neuen und gefälligen Formen gebracht wird, wirklich für neu oder praktisch nehmen. Wem fällt hier nicht **Baucher** ein?

Es ist wohl heute fast überflüssig, dessen Methode zu discutiren; ihre Extravaganzen haben sich überlebt, und kein praktischer Campagnereiter denkt mehr an sie, wenn man auch hie und da noch recht fleißig „Bauchiren" sieht.

Und mit welchem Glanz und Lärmen trat diese Methode zu ihrer Zeit auf! welche eklatanten Erfolge hat sie aufzuweisen an Circusproduktionen und — verrittenen Pferden! Wir werden doch nochmals auf sie zurückkommen müssen; denn betrachten wir **Baucher's** Methode auch als eine Abschweifung vom naturgemäßen Wege, so halten wir sie doch für eine der geistreichern und blendenden, die wohl verdient, daß man sich mit ihrem Ursprunge und ihren Resultaten auch dann noch und zwar im Interesse der Theorie befasse, wenn sie schon für die Praxis im größern Umfange ihre Bedeutung fast ganz verloren hat.

Vorerst wollen wir aber — um unsern Meinungen und Urtheilen Halt zu geben — aus der Geschichte und an der Natur der Dinge und Verhältnisse das Wesen und die Grundsätze der Pferdeerziehung zu entwickeln und zu prüfen versuchen; so nur kann man mit einiger Sicherheit bestimmen, was darin nothwendig, was zufällig; was naturgemäß, was verkünstelt ist; was dem Zwecke, der in den Verhältnissen gegeben ist, entspricht und ihn fordert — was vom Ziele abführt, also unnütz ist oder gar schädlich; so schafft man sich den sichern Maßstab zur Beurtheilung und Abschätzung aller neuen Erfindungen, Entdeckungen, Privilegien und Geheimmittel auf dem Felde der Hippologie.

———

II.

Das Pferd des kriegerischen Nomaden. Das Pferd der Civilisation. Zwei Wege der Pferdeerziehung.

Der Orient ist — so scheint es — das Stammgebiet des Pferdes, und Egypten das Land, wo man anfing das Pferd zu benutzen. Wir könnten den Nachweis unserer Annahme aus profanen und heiligen Schriften des Alterthums zu führen versuchen, und es würde uns dies wohl auch gelingen. Was läßt sich nicht alles aus den Schriften der Vorzeit beweisen? Aber der Leser wird sich und uns die Mühe erlassen, Stellen zu suchen und anzuführen, aus welchen am Ende Daten hervorgehen, die unsern Zwecken nur wenig dienen; denn wir suchen nicht so sehr nach dem Ursprung des Pferdes, als uns seine Entwicklungsgeschichte interessirt, und zwar besonders von dem Augenblicke an, wo wir mit Sicherheit wissen, daß man es zum Gefährten und Diener des Menschen gemacht hat. So viel ist unzweifelhaft, daß die Volkerstämme des Orients, die Armenier, Meder, Parther und Perser in Asien, die Numidier in Afrika, schon frühe als Reiter berühmt und gefürchtet waren. In Europa waren die Thessalier die ersten, welche das Pferd im Kriege benutzten; — und man weiß, daß Thessalien von Egypten aus bevölkert ward.

Die vorher nie gesehene Erscheinung berittener Menschen setzte die Einwohner Griechenlands in ehrfurchtsvolles Staunen;

sie nannten jene Reiter Centauren und versetzten den ersten Centauren als Schützen, wie später den Anführer einer andern egyptischen Colonie, die sich bei Athen ansiedelte, als Wagenlenker unter die Zahl der Sternbilder.

Schon von da an scheiden sich zweierlei Wege ab, auf welchen die Zähmung und Dienstbarmachung des Pferdes vorschreitet.

Die kriegerischen Nomadenvolker Asiens und des nördlichen Afrikas machen das Pferd zu ihrem Lebensgenossen. Das Füllen von der Stute des Nomaden kommt im nämlichen Zelte zur Welt, in dem er seine Kinder geboren sieht; gemeinschaftlich mit diesen wächst es heran und von Jung auf bilden sich des Thieres Anlagen und Kräfte nach den Bedürfnissen und zum Dienste seines Herrn aus. Der heranwachsende Knabe wird auf den Rücken des erstarkenden Füllens gesetzt, und Eines lernt am Andern und durch das Andere seine Kräfte üben und prüfen. Da gibt es freilich keine künstliche Dressur, und folglich auch keinen scharf markirten Zeitpunkt für den Beginn einer solchen; alles geht von selbst und malig und unmerklich bildet das Nomadenleben mit all' seinen Wechselfällen den Instinkt des Pferdes zur klugen Anhänglichkeit, wie seine Kräfte zu jenen Leistungen heran, die man später von ihm verlangen wird.

Das ist die natürliche Erziehung des Pferdes; sie entwickelt vor Allem dessen Intelligenz, und schärft diese oft so sehr, daß das Pferd zum klugen theilnehmenden Freunde der Familie wird, die es aufgezogen hat.

Dabei lernt aber auch der Mensch einen guten Theil Aufmerksamkeit seinem Pferde und dessen Eigenthümlichkeiten zuwenden, und die natürliche Folge davon ist das Gedeihen des letztern; und darum ist auch der Orient die Heimat des Racepfer-

des und die Quelle von edlem Blut, aus welcher später alle Nationen geschöpft haben, die ihre Pferdezucht heben wollten.

Der Orientale war von jeher ein geborner Pferdemann; doch mehr als Alle erkannte Mahomed die Wichtigkeit des Pferdes für sein Volk und seine Zwecke.

Er sammelte die alten Gebräuche und Ansichten fast zu einem vollständigen System der Pferdekunde, dessen wichtigsten Sätzen er den Aberglauben, die Vorurtheile und den Koran als Stützen gab. Dies heilige Buch ist voll der ûnnreichsten Sprüche und Vorschriften über die Fortpflanzung, Behandlung und Benutzung des Pferdes.

Von da ab wird auch die Zucht einiger Stämme der orientalischen Pferde so rein, daß der Stammbaum der edelsten von ihnen durch eine ununterbrochene Reihe unbefleckter Ahnen hin auf bis zu jenen sieben Pferden Mahomed's zurückgeführt wird, welche er von den Beduinen zum Geschenke erhielt, als er dieselben für seine neue Lehre gewonnen hatte.

Es ist Thatsache, daß Pferde aus den Stämmen der Wüste alles edle Blut in Europa gezeugt haben, und daß wir folgerichtig die Grundlinien aller Schönheit und die Elemente aller außerordentlichen Leistungen unserer Pferde jenen Stämmen verdanken, welche unter so glücklichen natürlichen Verhältnissen rationell gezüchtet und erzogen sind, denen somit alle Bedingungen des Gedeihens seit Langem gegeben waren.

Einer der nächsten Abschnitte soll uns mit den Hauptgrundsätzen dieser natürlichen Erziehungsmethode, über welche der französische General Daumas und der Consul Mazoillier die zuverlässigsten Daten gesammelt haben, näher bekannt machen; sie ist der eine von den zwei Wegen, auf welchen, wie gesagt, die Zähmung und Dienstbarmachung des Pferdes vor sich geht.

Ueber den andern dieser zwei Wege wollen wir hier noch einige Worte vorausschicken.

Die Egypter brachten das Pferd nach Thessalien, später nach Athen, und so wurde der Gebrauch desselben in Griechenland heimisch. Mit der griechischen Civilisation wurde es unmöglich, daß das Pferd noch länger der Hausgenosse des Menschen bleibe; es wurde von dem Umgange und den Familieninteressen desselben geschieden; abgesondert und vergessen in den Jahren der Kindheit, trat es erst von dem Augenblicke an in nähere Beziehung zu dem Menschen, wo seine Kräfte es zu Diensten tauglich machten. Natürlich bedurfte das Pferd, dessen erste Lebensjahre ohne Erziehung und ohne natürlicher Gelegenheit, Erfahrungen zu sammeln und Tüchtigkeit zu erwerben, geblieben waren, nun einer systematischen Abrichtung; es mußte dressirt werden, um brauchbar zu sein. Denn während das Pferd des Nomaden am Leben und im Leben selbst alle jene Eindrücke vom ersten Tage an nach und nach empfangt, welche dessen intellectuelle und physische Kraft für den Gebrauchszweck entwickeln helfen, muß man hier diese Eindrücke erst später künstlich und systematisch schaffen; daraus entsteht eine Reihe von Uebungen, welche die Pferdekräfte in bestimmten Richtungen und zu bestimmten Zwecken heranbilden und, indem alle Impulse dazu vom Menschen ausgehen, es zugleich dessen Leitung unterwerfen. Das ist die künstliche Erziehung des Pferdes; durch sie macht man das Pferd mehr zur brauchbaren Maschine, als zum intelligenten Freunde.

Nach den Zeugnissen der Geschichte waren die Griechen auch hierin wie in Allem, was sie betrieben, klaisisch. Eine Abhandlung Xenophon's über Pferde und Reitkunst, die uns erhalten ist, führt die vorzüglicheren dieser Uebungen auf. Sie sind ein völliges Dressursystem, und daß die Erfolge ungewöhnliche wa-

ren, müssen wir aus den Erzählungen schließen, welche über die Wettkämpfe der Reiter und Wagenlenker in den olympischen Spielen auf uns gekommen sind.*) —

Wir wissen nicht, ob es uns gelungen ist, die Sache, welche uns allerdings sehr klar vorkommt, auch unsern Lesern plan und verständlich darzustellen und auch in ihnen die Ueberzeugung festzusetzen, daß es nichts Willkürliches und keine Sprünge in der rationellen Behandlung des Pferdes gebe, und daß die Natur der Dinge uns darauf hinführe und die Geschichte es bestätige, daß man seit ehedem auf zweierlei Arten mehr oder weniger vollständig zum Zwecke gelangt ist und auch nur auf diesen beiden Wegen zum Zwecke gelangen kann; daß einer von dem andern grundlich verschieden, jeder aber durch die gegebenen Verhältnisse vorgezeichnet und bestimmt ist, daß jeder von beiden Zeit und verständige Consequenz brauche; daß auf dem einen die Natur zu den höchsten Zielen geführt habe, weil sie selbst immer der höchste Verstand ist, daß auf dem andern ein guter Theil Ueberlegung und Einsicht die fehlenden natürlichen Bedingungen der Uebung ersetzen, d. h. künstlich schaffen müsse.

Wenn wir also von Künstlern hören, welche uns über Zeit und Mühe und über alle Schwierigkeiten hinwegzuhelfen versprechen, und wenn wir ihre eigenen glänzenden Erfolge sehen, so sind wir eben so sehr verpflichtet, diese Künstler für ihre Person als außerordentliche Erscheinungen auf dem Gebiete

---

* In Xenophon findet man auch, daß die griechischen Krieger ihre Pferde lehrten, „sich im Staube wälzen." Sollten sie das Kunststück der Anweisung Herrn Rarey's entnommen haben. „Wie man ein Pferd sich niederlegen macht!" Wenn man in der Geschichte nachliest, während Neuigkeiten ausposaunt werden, da sieht man erst ein, wie sehr Ben Akiba Recht hat mit seinem: „Es ist schon Alles da gewesen!"

der Hyppologie zu bewundern, als wir berechtigt sind, von ihren schönen Versprechungen kein Wort zu glauben. Sie sind große und geschickte Beobachter der Pferdenatur, voll von der Kühnheit und dem feinen Takte, der sie in Stand setzt, über ihre Zöglinge zu gebieten, indem sie deren Intentionen zu errathen, die in selben liegenden Kräfte also in gewissem Umfange zu beherrschen und zu bestimmten — wenn auch beschränkten — Aeußerungen zu bringen wissen; — sie halten in ihrer Hand eine empfindliche Wage, in deren einer Schale das Pferd mit seinem übeln und guten Willen liegt, dem sie in der andern durch Eingehen, Nachgeben oder kühnes Imponiren im rechten Moment gleiches Gewicht entgegen zu setzen verstehen.

So lange sie also nur die Anerkennung ihrer persönlichen Begabung verlangen, werden wir ihnen dieselbe nie vorenthalten, aber sie sollen nicht als Apostel einer neuen Lehre auftreten wollen, sich das Ansehen geben, als hätte Niemand vor ihnen die Natur all dieser Dinge aufgefaßt; sie sollen den Leichtgläubigen nicht versichern, ein Jeder könne das machen, dem sie es lehren. Das ist ihre große Selbsttäuschung oder ihre unverzeihliche Charlatanerie; denn ihr Unterricht kann nur für den Fachmann unschädlich und nützlich sein, während er den Laien arg verwirrt und irre leitet. —

Wir hören aus einem dunklen Raume, von welchem wir durch einen Vorhang geschieden sind, klangvolle Akkorde strömen, wir sind entzückt über diese Musik, wir wollen wissen, wie sie entstand — ein Zauberer tritt hinter dem Vorhang hervor und verspricht, uns in das Geheimniß dieser Töne einzuweihen. Wir folgen ihm begierig; er spielt nun bei Beleuchtung und in unserer Gegenwart sein Instrument und zeigt uns dessen Mechanismus; können wir uns dann gleich selbst niedersetzen und spielen? Jedermann wird uns antworten: Gewiß nicht!

Wenn aber Herr Rarey wilde Pferde bändigt und seine staunenden Zuseher zur Subscription auf sein Geheimniß einladet, oder seine Grundsätze der Bändigung durch Wort und Bild bekannt macht, dann glaubt jeder Laie der Versicherung Rarey's, er könne von nun an selbst Rarey sein und die Pferdebändigung auswendig lernen, wie ein Knabe seinen Katechismus.

Wie viel Mühe kostet es, um nur etwas zu wissen, und welche Kluft trennt das Wissen erst noch vom Können, eine Kluft die Viele gar nie überspringen!

III.

Rarey's Methode der Bändigung. Seine drei Grundsätze.

Es ist hier vielleicht noch nicht am Orte, unsere Meinung über Herrn Rarey's Methode der Bändigung und Dressur bestimmter auszusprechen und eine eingehendere Kritik mancher einzelnen Vorschriften zu geben. Folgerecht hätten wir allerdings in der Geschichte auf den beiden uns markirt erscheinenden Wegen zur Erziehung des Pferdes so weit gehen sollen, als der heutige Standpunkt des Wissens über Pferde es erlaubt; doch wir glauben schon jetzt für uns und unsere Leser genug Anhaltspunkte gewonnen zu haben, um an denselben wenigstens die Kritik seiner Bändigungsmethode versuchen zu können, und dann unaufgehalten auf den bezeichneten Wegen das Gebiet der Pferdekunde weiter zu durchstreifen.

Wir wollen bei der Beurtheilung der Methode Rarey's von jenen drei Grundsätzen ausgehen, die er selbst als die Fundamente aufstellt, auf welchen sein Horsetamer-Gebäude emporgerichtet ist. Diese Grundsätze sind in Kurzem folgende:

1. Das Pferd widerstrebt keiner an dasselbe gestellten Anforderung, wenn es dieselbe begreift und leisten kann.

2. Es kennt seine Kraft nicht weiter als seine Erfahrung reicht, kann daher ohne Anwendung von Gewalt unterworfen werden.

3. Da es jedes ihm neue Ding untersucht, kann man jeden noch so erschreckenden Gegenstand, der ihm jedoch keine Schmerzen verursachen darf, in seine Nähe bringen, vor, über oder auf dasselbe halten, ohne ihm Furcht einzuflößen.

Wir sind weit entfernt, die Wahrheit dieser drei Sätze im Allgemeinen zu bestreiten; aber in wie vielerlei Gestalten tritt uns eine allgemeine Wahrheit im Leben entgegen! so daß wir — mag sie uns noch so sehr einleuchten — im speziellen Falle doch in Nebel greifen und uns auf Dunst stützen werden, wenn uns nicht Erfahrung zur Seite steht. Dies gilt im ausgedehntesten Maße von Allem, was sich auf Pferde bezieht; der schönste Grundsatz hilft uns nichts in den schwierigen Fällen, wo das Licht der Begriffe zum schwachen Dämmerschein wird, welcher nur mit der Fackel der Praxis erhellt werden kann.

Wenn also auch die angeführten Sätze allgemein gelten, so treten sie doch bei jedem Pferde in einem andern Grade an's Licht. Manches Pferd ist von Haus aus voll Vertrauen, Gedächtniß und Geduld; es begreift unsere Anforderungen bald, fügt sich willig darein, und sein glücklicher physischer Bau gibt ihm auch die Kraft unsern Anforderungen zu entsprechen. Ein anderes ist reizbar, von nervösem Temperament, mißtrauisch, vielleicht auch kurzsichtig und verbaut; da läßt sich nur mit Ge-

duld und Einsicht etwas erreichen; Ungeduld und Uebereilung würden aus einem solchen Zögling bald ein stutziges Pferd machen; und zwischen beiden Extremen liegt eine unabsehbare Reihe von Mittelgliedern. Jedes Pferd hat eben seine Individualität, nach der es behandelt sein muß; psychische und physische Anlagen muß man zu beurtheilen und zu entwickeln verstehen man muß das Pferd erziehen.

Herr Rarey lehrt uns aber mit seinen drei Grundsätzen gewiß nichts Neues.

Welcher Reiter hätte alle diese Sätze auch ohne die weitgreifenden Erklärungen, die Herr Rarey von ihnen gibt, nicht längst erkannt und, so viel als möglich, praktisch angewendet! Oder hat nicht seit Langem jeder Pferdekundige eingesehen, daß es vor Allem darauf ankomme, sich seinem Pferde verständlich zu machen; sind die Hülfen des Reiters etwas Anderes als naturgemäße Verständigungsmittel, durch welche er zu seinem Pferde redet, und weiß nicht jeder erfahrene und billige Reiter, daß unter hundert Malen, wo das Pferd versagt, neun und neunzig Male der Reiter Schuld ist, weil er entweder dem Pferde seinen Willen nicht deutlich zu machen wußte, oder weil seine Anforderungen übertrieben oder wenigstens nicht gehörig vorbereitet, folglich zu frühe gestellt waren.

Daß das Pferd das Bewußtsein der eigenen Kraft erst durch die Erfahrung erlange und zwar gewöhnlich in jenen Kämpfen mit dem gewaltsamen Unverstand seines soi-disant Herrn, der am Ende doch nicht seines Pferdes Meister wird, ist auch ebenso richtig als längst anerkannt. — Nur liegt darin nichts, was in den schwierigen Dressurfällen, die im praktischen Leben wirklich vorkommen, dem rathlosen Pferdebesitzer

Trost und Hilfe gäbe. Denn in solchen kann diese schöne Wahrheit gar nie zur Sprache kommen. Warum? Weil die schwierigen Dressurfälle gerade diejenigen Pferde sind, welche eben schon Gewalt gelitten, ihre Kraft geprüft, den Menschen hassen gelernt und ihren Herrn bezwungen haben. Das sind entweder die menschenscheuen Remonten aus verwilderten Gestuten, die erst dann auf die Märkte getrieben werden, nachdem sie von den Händlern mit mehr oder weniger Rohheit eingefangen und verschönert sind, und die auch wir nicht anders bekommen können, als mit dem Arkan; sie bringen gewiß nicht das unschuldige, unverbitterte Gemüth des vom Menschen aufgezogenen Füllens zur Dressur mit, sondern viel üble Eindrücke, Mißtrauen und Ungefügigkeit, gewöhnlich mehr als ihrem Herrn genehm ist. Oder es sind verdorbene durch unverständige Behandlung böse gemachte Pferde, die sich ihrer Kraft und Superiorität über ihren sein sollenden Herrn nur zu gut bewußt sind. — Was nutzt bei solchen die schöne Wahrheit des zweiten Grundsatzes?

Stünde Herrn Rarey nichts Anderes zur Seite, als diese seine Entdeckungen aus dem Seelenleben des Pferdes, könnte er nicht vielmehr ganz vorzügliche persönliche Eigenschaften in die Wagschale werfen, er wäre uns die glänzenden Erfolge, welche er bei der Behandlung solcher Pferde wirklich erzielt hat, gewiß schuldig geblieben. —

Auch mit dem dritten Grundsatze, wir mögen ihn drehen und wenden, wie wir wollen, ist uns in vielen Fällen gar wenig geholfen. Wir dürfen und können uns mit so milden Anforderungen an das Pferd, wie sie dieser Grundsatz vorschreibt, nicht begnügen. Die Empfindung des Schmerzes wird offenbar durch die Nerven vermittelt. Wenn also ein etwas kurzsichtiges Pferd vor auffallenden Gegenständen erschrickt, ein reizbares dem Kanonen und Gewehrfeuer zu entfliehen sucht, so thut es dies

auch, weil solche Gegenstände ihm Schmerz verursachen; und dennoch wäre es ein trauriges Zeugniß für die Reitkunst, wenn man ein Pferd um solcher Dispositionen willen von einem Gebrauche ausschließen mußte, für welchen ihm sonst vielleicht die herrlichsten Anlagen und Kräfte zu Gebote stehen. — Man wird vielmehr das kurzsichtige Pferd gewöhnen, in seiner Anlehnung an Faust und Schenkel des Reiters jene Stütze und das Vertrauen zu finden, die ihm sein weniger verläßliches Auge nicht gibt, man wird das nervöse Pferd überzeugen, daß es sein Ohr am Ende bon gré mal gré an allen Lärm gewöhnen müsse; nur muß man es mit Consequenz aber ohne Härte zu dieser Ueberzeugung führen.

Ueberhaupt ist ruhige und verständige Consequenz in den meisten Fällen das ganze Geheimniß, Recht zu behalten, man stelle sie als unübersteigliche Schranke aber ohne Anmaßung den Ausschreitungen der Bosheit oder des Uebermuths entgegen, man schließe die Zaghaftigkeit zwischen ihr ein — die Schranke wird nicht niedergerannt werden.

Ist hingegen der Reiter gleich bereit, mit seinem Pferde zu kapituliren, so wird es bald mehr Grimassen und Launen annehmen, als ein hysterisches Weib, jeder noch so geringfügige Gegenstand wird ihm ein willkommener Anlaß sein zu erschrecken, und, indem es wie ein fauler Schüler nach Ausreden sucht und die Schwäche seines Gesichtes und Gehöres vorschützt, um nicht ernstlich arbeiten zu müssen, wird es bald gar keinen Gehorsam mehr kennen. Wer an der Wahrheit dieser Behauptung zweifelt, der erinnere sich daran, wie viel Pferde es gibt, die vom Haus und Stalle weg alle Augenblicke Anlaß zu Ausbiegen, Seitensprüngen, Umkehren und ähnlichen Unarten finden, so daß man sie für völlig bodenscheu halten mußte, wenn nicht der Ritt nach Hause zu, wo sie eifrig und vertraut an allem noch

so Ungewöhnlichen vorbeigehen, uns überzeugen möchte, daß sie blos ungezogen und ungehorsam sind.

Mit dem Vorstehenden wollen wir also nur gesagt haben, daß der dritte Grundsatz Rarey's keine besondern Hilfsmittel für die Bändigung und Dressur in schwierigen Fällen erschließe, wir lassen gerne zu, daß er in dem gewöhnlichen Gange der Abrichtung ganz gut Anwendung finde; wir sagen sogar, daß er und zwar in derselben Form, wie er von Rarey gegeben ist, schon seit langem geübt und auch ausgesprochen wurde, denn wir finden in den Anweisungen, welche Herr Frédéric Grison, ein neapolitanischer Edelmann und Stallmeister des Jahres 1580 über die Dressur des Kriegspferdes gibt, Stellen, welche eben davon handeln, und im Auszuge so lauten: „Vous ferez la tête devant vous plusieurs hommes armés d'épées, de batons et arquebuses, qui menaceront votre cheval de leur attirail et avec des cris horribles, ayant toujours la précaution de ne jamais le toucher pendant tout ce temps vous lui parlerez et le caresserez.*) und weiter.

„Lorsqu'il sera bien aguerri aux cris et aux menaces, vous le lancerez au galop sur les mêmes hommes qui tiendront toujours en poussant de grans cris."**)

Das ist doch eine ziemlich ausgedehnte, verständige und praktische Anwendung des neuen Rarey'schen Grundsatzes, und dies aus dem Jahre 1580! -

*) Man läßt mehrere Menschen, mit Degen, Stöcken und Arkebusen bewaffnet vor sich aufstellen, welche das Pferd durch ihr Geräthe und mit fürchterlichem Geschrei bedrohen, indem sie darauf Achtung haben, das Pferd niemals zu berühren; während dieser ganzen Zeit spricht man zu ihm und schmeichelt ihm.

**) Wenn es gegen das Geschrei und die Drohungen hinreichend gewöhnt ist, reitet man es im Galopp auf dieselben Menschen an, welche immer stehen müssen, während sie lautes Geschrei ausstoßen.

Doch selbst Herrn Rarey's persönliche unleugbar glänzende Erfolge in der Pferde-Bändigung — abgesehen davon, ob sie mehr ihm allein, oder seiner Methode angehören — werden für die praktischen, für die Gebrauchszwecke nur von wenig Nutzen sein. Sie wirken alle mehr auf den passiven Gehorsam des Pferdes; dessen aktiven Gehorsam, welcher darin besteht, daß das Pferd zu jeder Zeit zu allen angemessenen Leistungen willig, daß es mit einem Wort thätig sei, werden sie nur wenig befördern. Dieser Gehorsam kann nur durch Zeit und Arbeit entwickelt werden, ist aber der allein brauchbare in allen Fällen, wo es sich um mehr handelt, als um eine **kurze blendende Produktion.**

Ueber Herrn Rarey's Anleitungen zur Pferde-Dressur werden wir später reden, sobald wir auf unsern geschichtlichen Streifzügen zu ihm geführt werden.

IV.

Einige Vorgänger Rarey's. Jumper. Sullivan, der irische Ohrenbläser.

Herr Rarey ist keineswegs die erste außergewöhnliche Erscheinung auf dem Gebiete der Pferdebändigung, er hat mehrere nicht unbedeutende Vorgänger gehabt, die gewiß eben so glückliche Resultate aufweisen konnten, dabei aber nie über die Grenzen ihres Vaterlandes und folglich einer beschränktern Wirkungssphäre hinauskamen und so dem größeren Publikum unbekannt blieben. Wir nennen hier vor Allen Jumper und Sulli-

van, den sogenannten irischen Ohrenbläser, über welche Beiden wir einem englischen Buche über „das Pferd“ folgende interessanten **Berichte entnehmen:**

„Jumper hatte eine außerordentliche Gewalt über die verschiedensten Thiere, er richtete einen Büffel zum Reiten ab und ein Paar Rennthiere zum Ziehen. Er durchstreifte die Grafschaft Yorkshire, wo er geboren war, in allen Richtungen, vom Kopf bis zur Zehe in rothen Plüsch gekleidet; manchmal hüllte er sich in eine Bärenhaut und ritt auf einem Büffel — sein Aussehen war dann wirklich furchtbar. Der Zauber seiner Gewalt beruhte hauptsächlich auf Kühnheit und roher Kraft, die er mit vielem Takte anzuwenden verstand. Zuerst hatte er fast nur Gewaltmittel angewandt, wobei ihm von seinen störrigen Zöglingen fast jeder Knochen am Leibe zerschlagen worden war.“

„Sullivan's Methode war ganz von dieser verschieden, denn er brauchte selten Gewalt, der Feind ergab sich ihm auf Gnade oder Ungnade und versuchte nicht einmal sich ihm zu widersetzen. Jumper schien indessen einen Zauber an sich zu haben, denn wenn er vergeblich versucht hatte, sich ein Pferd durch Strafen zu unterwerfen, so stieg er ab, stellte sich an dessen linke Seite zog dem Pferde den Kopf an die rechte Schulter und sah es zwei bis drei Minuten ernsthaft an. Das Thier fing an zu zittern und ein allgemeiner Schweiß brach an ihm aus. Sodann ließ Jumper den Zügel nach und liebkoste das Pferd, welches ihm nun vollkommen willig folgte.“

Der englische Thierarzt Herr Castley erzählt folgende Geschichten über die genannten Pferdebändiger:

„Ich erinnere mich, als junger Mann ein Pferd auf einem Markte in Nordengland gekauft zu haben, das sehr billig zu haben war, weil es sich nicht reiten ließ; sobald man ihm den Sattel auflegte, warf es sich mit großer Heftigkeit zu Boden und suchte densel-

ben los zu werden. Zur selben Zeit war in Yorkshire ein Mann Namens Jumper wegen seiner besondern Geschicklichkeit im Pferdebändigen berühmt. Ich übergab ihm das Pferd und in beiläufig zehn Tagen brachte er es, ohne daß er herabgekommen war, vollkommen unterworfen und gehorsam fast wie ein Hund zurück. Auf sein Geheiß legte es sich nieder, stand wieder auf und ließ sich Alles aufladen, was man wollte. Ich nahm es in Gebrauch und ritt es durch sechs oder acht Monate, ohne daß es die geringste Unart versuchte. Dann verkaufte ich es an einen Landwirth aus Lincolnshire, welcher es den Sommer über auf die Weide lassen wollte, und sah es später wieder in guter Condition auf dem Markte von Horncastle.

Als ich diesen Mann im folgenden Jahre wieder traf, erkundigte ich mich nach dem Pferde.

„O, sagte er mir, das war ein böser Handel! das Pferd wurde ganz stutzig. Nachdem wir es von der Weide eingetrieben hatten und besteigen wollten, warf es den Mann mit der größten Heftigkeit über den Kopf, und konnte es den Reiter nicht absetzen, so warf es sich selbst zu Boden. Wir haben nichts mit ihm ausgerichtet, und ich war genöthigt, es in einen Zug zu verkaufen.“

Die nächste Geschichte handelt von Jumper's Rivalen und Meister, dem irischen Ohrenbläser.

Herrn Walley's Rennpferd „King Pipin“ war äußerst wild und bösartig; er pflegte auf Jeden, der ihm nahe kam, loszugehen und wollte ihn zerreißen; beim Reiten warf er den Kopf zurück, suchte den Reiter am Bein zu packen und herab zu reißen. Man ritt ihn deshalb nur mit einem Stocke, der von der Gurte zum Gebiß ging, damit er dem Reiter nicht beikommen könne. Dennoch sollte Pipin bei dem Frühjahrsrennen in

Kildare mitlaufen; indessen konnte ihm Niemand den Zaum über den Kopf bringen.

Es war Ostermontag, also ein großer Festtag und viel Volk, darunter viele Bauern aus der Nachbarschaft, waren zusammen gekommen. Einer derselben, weniger scheu als die übrigen Zuseher und wahrscheinlich nicht im Reinen darüber, daß Vorsicht oft klüger als Muth ist, bot sich an, das Pferd aufzuzäumen. Kaum aber hatte er seinen Versuch begonnen, da packte ihn „King Pirin" an Schulter und Brust, und schüttelte ihn, wie ein Hund eine Ratte schüttelt. Zu seinem Glück war der arme Kerl sehr dick angezogen; denn an Festtagen ist ein Irländer stets geneigt, seine ganze Garderobe auszukramen, und wenn er überhaupt drei Röcke besitzt, so kann man darauf zählen, daß er sie alle anzieht.

Diesem Umstande allein verdankte es der dienstfertige Mann, daß er blos mit dem Ruin seiner Sonntagskleider davon gekommen war.

Man sandte nun nach dem Ohrenbläser. Dieser blieb nach seiner Ankunft die ganze Nacht hindurch mit dem Pferde eingeschlossen und gab den nächsten Morgen dies wüthende Thier so ruhig wie ein Schaf zurück; es folgte ihm wie ein Hund, legte sich auf sein Geheiß nieder, und ließ sich das Maul öffnen und mit der Hand hineinlangen.

Pirin siegte im Rennen, machte sich einen Namen und blieb lange Zeit willig; allein nach Ablauf von drei Jahren verfiel er wieder in seine Unart, und nachdem er, wie man sagt, einen Mann getödtet hatte, wurde er vertilgt."

Den Namen Ohrenbläser bekam dieser Pferdebezwinger, welcher eigentlich Sullivan hieß, daher, daß man glaubte, er flüstere dem Pferde gewisse Zaubersprüche in's Ohr; er war ein plumper, unwissender Bauer, aber ein wahres Genie in der

Pferdebändigung, von dem man wie von Cäsar sagen konnte: Veni, vidi, vici. Wenn er geholt wurde um ein bösartiges Pferd zu bändigen, schloß er sich mit seinem Zögling in den Stall ein, der erst auf ein gewisses Zeichen geöffnet werden durfte. Dies dauerte gewöhnlich eine halbe Stunde; wenn man dann die Thüre öffnete, sah man das Pferd am Boden liegen, und Sullivan mit ihm spielen wie mit einem Hunde. Von diesem Augenblicke an war das Thier willig und folgsam und blieb es in der Regel auch für die Dauer.

Er starb, ohne sein Geheimniß bekannt zu machen, und sein Sohn, der dieselbe Kunst betrieb, besaß nur einen kleinen Theil von der Geschicklichkeit seines Vaters.

Es ist nach diesen wenig genauen Berichten über die beiden Thierbändiger Jumper und Sullivan schwer mit Bestimmtheit eine Meinung darüber abzugeben, welcher Vorgang sie in den verschiedenen Fällen zum Ziele geführt haben mag. Jedenfalls könnten wir behaupten, daß es rein persönliche Eigenschaften waren, denen Beide ihre wirklich außergewohnlichen Erfolge verdankten, und daß dort, wo es ihnen gelang, den übernommenen Zögling in ganz kurzer Zeit dauernd von seiner Bösartigkeit zu heilen, der Fall gewiß weniger complicirt und schwierig gewesen sein mußte, als er aufgefaßt und dargestellt ward. Wir wissen ja aus eigener Erfahrung, wie oft ein Pferd von seinem unverständigen, mit Pferden unvertrauten Besitzer als Tiger ausgeschrieen wird, dem zu nahen es gefährlich sei, der nicht aufsitzen lasse, sich dabei überschlage, zu Boden werfe, mit einem Worte nicht gebändigt werden könne. Wenn wir uns aber dann von der Sache selbst überzeugen, was finden wir gewöhnlich? Ein ganz gutes, ein wenig reizbares Pferd, das man durch zu schnelles Satteln und gewaltsames Anziehen der Gurten vom Gehen abgeschreckt und zur Widersetzlichkeit angeге-

fordert hat. Kam dazu noch ein empfindliches Maul, dem man mit einer scharfen, nicht passenden Stange wehe thut, eine zu kurz eingelegte Kinnkette, und eine rude Reiterfaust, die sich gleich beim Aufsteigen in die Stangenzügel hält — dann mußte das Pferd natürlich beim Aufsitzen steigen, sich beim Angehen spießen und allenfalls einige Bocksprünge machen. Der entsetzte Reiter hat von Sprungriemen oder Bocktrensen etwas gehört; er schnallt alsogleich eine Martingal ein, macht die Kinnkette vielleicht noch kürzer und laßt auf den Rath seines Reitknechtes die Sattelgurten noch um ein Loch anziehen, damit der Sattel fester liege; natürlich hat nun der gemarterte Gaul, entsetzt über den attirail, der es nach allen Richtungen spannt und zur Verzweiflung treibt, sobald sein Reiter nur die Hand an den Zügel legt und den Fuß in den Bügel setzt, keinen Ausweg, als in die Höhe zu gehen, sich nieder zu werfen und so lange wie toll zu geberden, bis er die Gurten gesprengt, den Zaum zerrissen und seine Quäler in alle Ecken des Hofes verjagt hat. Was ist einfacher, als ein solches Pferd, das dann durch geraume Zeit der Schrecken des Hauses und der Nachbarschaft bleibt, zu bändigen? Man sattelt, gurtet, zäumt und besteigt es leicht, vorsichtig und verständig und — der Zauber ist vollbracht.

So beiläufig müssen wir uns die Geschichte erklären, welche Dr. Castley, der recht gut ein vorzüglicher Thierarzt und ein ganz schwacher Reiter zugleich sein konnte, von dem Pferde erzählt, das Jumper in wenigen Tagen von seiner Stätigkeit herstellte, das aber nach der Zeit wieder in seinen alten Fehler verfiel; natürlich, weil man es den Sommer über auf die Weide schickte, wo es aus der Gewohnheit der Arbeit und des Gerittenwerdens kam, und man ihm dann wahrscheinlich wieder ohne Vorsicht und ohne Verständniß den Sattel auf den Rücken und den Zaum über den Kopf warf, um mit ihm ohne weiters über die Felder

zu galoppiren. So gutmüthig sind allerdings nicht alle Thiere, wenn sich auch die Pferde, und namentlich die bei Haus aufgezogenen, unglaublich viel von dem Unverstand und der Sorglosigkeit ihrer Herren gefallen lassen. Wer aber öfter Gelegenheit gehabt hat, Pferde, die aus verwilderten Gestüten als Remonten kamen, reiten zu sehen oder selbst zu reiten oder gar abzurichten, der wird die kleinen Vorsichten beim Satteln, Zäumen, Aufsitzen und Anreiten wohl nie vergessen, deren Außerachtlassung schon manches vorzügliche Pferd in den Ruf der Stutzigkeit gebracht, und manchem Unbesonnenen seine geraden Glieder gekostet hat. —

So viel können wir im Allgemeinen über die Erfolge der Pferdebändiger behaupten und alle verläßlichen Daten bestätigen diese Ansicht daß sie in wirklich schwierigen Fällen, d. h. bei wilden mißtrauischen Remonten und reizbaren, verdorbenen Pferden, nur dann von Dauer sein können, wenn sie das Resultat einer durch längere Zeit fortgesetzten Einwirkung d. h. einer Erziehung sind. Denn nur eine solche ist im Stande, auf das Gemüth und den Willen des Pferdes einzuwirken, und nur die richtige Stimmung dieser beiden Seelenkräfte des Pferdes bei gehöriger Entwicklung der physischen macht dasselbe brauchbar. Natürlich wird der Eine mit diesen Erfolgen gar nie zu Stande kommen, ein Anderer erst nach geraumer, ein Dritter und Vierter in kürzerer und noch kürzerer Zeit, doch immer nur in gewissen Gränzen.

Alle *augenblicklichen* Erfolge, deren Früchte sich nach Minuten pflücken lassen, sind rein das Eigenthum des Bändigers und hängen von seinen persönlichen Eigenschaften ab, weshalb sie zur Produktion glänzend, für das Brauchbarmachen des Pferdes aber, wenn sie nicht wiederholt werden, ohne Werth sind. —

Wir werden übrigens im nächsten Abschnitte noch Einiges über solche Geheimmittel mittheilen, deren Studium und Anwendung, nach unserer Ueberzeugung, mit zu den Künsten aller berühmten Bändiger gehören muß, die in allen auch den desperatesten Fällen in kurz bemessener Zeit und um jeden Preis reussiren wollen. Ihre Anwendung erfordert Umsicht, Takt und vor Allem Erfahrung, wenn sie nicht schädlich oder gefährlich sein soll, aber sie bleibt ein sicherer Nothanker, der keinen Charlatan untergehen läßt, sondern denen, die nach ihm fassen, den Zauber der Unfehlbarkeit verleiht.

V.

Verläßliche Geheimmittel zur augenblicklichen Bändigung der bösartigsten Pferde.

Die Geheimmittel, auf welche wir im vorigen Abschnitt hindeuteten, bietet uns die Medizin, es sind — die Narcotica. *)

Die Charlatane haben schon seit langem bei Maniakischen mit größeren Dosen narkotischer Mittel experimentirt und heut zu Tage haben auch rationelle Irren Aerzte Versuche mit dieser langen verschrieenen Cur Methode gemacht, welche selbst bei den krankhaften Affectionen des Gehirns der Tobsüchtigen augenblickliche Beruhigung bewirkt.

Mit um so mehr Sicherheit läßt sich darauf rechnen, daß

---

*) Mittheilungen über Narkotika verdanken wir einem bekannten auch als Schriftsteller in seinem Fache tüchtigen Arzte.

diese Mittel ein bösartiges Pferd beruhigen und gefügig machen werden; und bei Anwendung einer passenden Dosis wird man das Pferd in einen Zustand des Halbtaumels versetzen, in welchem es noch fähig bleibt, aufsitzen zu lassen, im Schritt die Reitbahn abzugehen, sich niederzulegen, mit einem Wort alles zu thun, was nöthig ist, um sich als gebändigt zu produziren. Mit Unterwürfigkeit wird sich das böseste in den Willen seines Bändigers fügen und allem Anscheine nach fromm und gezähmt sein.

Freilich halten diese Eigenschaften nicht länger an, als die halbe Betäubung, welcher man sie verdankt, und für die Redressur und Willigmachung des Pferdes ist durch ein solches Experiment auf die Dauer gar nichts gewonnen; allerdings aber viel, um das Publikum, um selbst Sachkundige, denen eben solche Vorgänge zufällig nicht bekannt sind, zu verblüffen.

Der Mittel, die man hierbei in Anwendung bringt, gibt es mehrfache. Wir nennen hier besonders Belladonna — ein Mittel, das in der Medizin und Thierarzuei allgemein als nervenberuhigend und herabstimmend gebraucht ist, Datura (Stechapfel) und Solanum (Nachtschatten), endlich Opium. Diese Stoffe selbst, oder noch besser ihre alkaloidischen Extraktivstoffe: das Atropin, Daturin, Solanin und Morphium gebraucht man in Dosen von 2 bis 3 Gran; in Pillenform in einem Stückchen Brod oder in der Futterschwinge läßt sich dies dem Pferde leicht beibringen und gewöhnlich wird nach einer halben bis ganzen Stunde die Wirkung des Narkotikum's eintreten. Das Sensorium des Pferdes, sein ganzes Nervensystem ist dann herabgestimmt, und wenn es seine Glieder auch noch bewegen kann, so fehlt ihm doch der beste Theil seiner Energie und Selbstbestimmung; es wird stumpf und theilnahmelos und zur Produktion vollkommen geeignet.

Wer mit diesen Mitteln experimentirt hat, wird sich natür-

lich in jedem gegebenen Fall leicht zurechtfinden, und mit Sicherheit die Größe der Dosis, so wie die Zeit, nach welcher die Wirkung eintritt, bestimmen können; und darnach läßt sich alles Uebrige reguliren.

Wir können und wollen nicht behaupten, daß Herr Rarey sich auch manchmal dieser Mittel bediene; aber wahrscheinlich kommt es uns doch vor in besonders schwierigen Fällen, wo das Publikum augenblickliche Resultate von ihm verlangt. Wenn wir uns recht erinnern, so wurde Herrn Rarey in Paris oder in einem französischem Gestüte ein böser Hengst vorgestellt, dem Niemand — auch sein Wärter nicht — ohne Lebensgefahr nahen konnte.

Herr Rarey ging zu ihm und soll sich nur mit knapper Noth vor dem ersten wüthenden Anfall des Thieres verwahrt haben. Nun verlangte Herr Rarey, daß man ihn mit dem Pferde durch eine Zeit allein lasse. Nachdem er beiläufig ½ Stunden mit dem Pferde allein gewesen war, führte er dasselbe vor; es war sanft wie ein Lamm, er bestieg es, ritt es im Schritt in der Bahn herum, machte es niederlegen, knallte mit der Peitsche über ihm, schwenkte Fahnen, machte mit einem Wort Alles, wodurch man dies Pferd sonst zur Wuth gereizt hätte, ohne daß es im Geringsten Furcht oder Bosheit geäußert hatte. Das Pferd soll jedoch später eben so untraktable geblieben sein, wie sonst, und wurde endlich vertilgt. Wenn sich die Sache genau so verhält, was wir allerdings nicht verbürgen können, da wir aus unserer Erinnerung an eine Zeitungsnotiz schöpfen, so möchten wir uns überzeugt halten, daß Herr Rarey in diesem Falle zu einem Narcoticum gegriffen habe.

Wie dem auch sei, gewiß ist es, daß man Narcotica zu Produktionszwecken mit sicherem Erfolg als augenblickliche Bändigungsmittel anwenden kann; wiederholte Anwendung derselben

an einem Pferde wurden allerdings auf dessen Nervensystem einen nachtheiligen, zerstörenden Einfluß üben; und überhaupt bedarf man zur Anwendung einiger Einsicht und Erfahrung in der Sache, um das Rechte zu treffen.

VI.

Art der Gaucho's und der Indianer Nord-Amerika's, wilde Pferde einzufangen und zu bändigen.

Die weiten südamerikanischen Pampa's sind von Heerden verwilderter Pferde bevölkert, die man für Abkömmlinge von jenen Pferden hält welche die Spanier bei der Eroberung der neuen Welt dorthin brachten. Die Jahrhunderte und die veränderte Lebensweise haben natürlich den Typus der spanischen Race so ziemlich an ihnen verwischt, sie sind nicht groß, unansehnlich und nichts weniger als schön in ihren Formen, doch sollen sie ausdauernd und thätig sein, und machen unter dem Reiter bis zu 60 und mehr englische Meilen des Tages. Ueber die Art, wie sie eingefangen und gebändigt werden, erzählen uns die Capitaine Head, Mier und Andere in ihren Reisebeschreibungen beiläufig Folgendes.

Wenn der Gaucho, so heißt der Eingeborne dieser Gebietstrecken, Pferde braucht, so fängt er sich unter den 2- bis 3jährigen Füllen eines mit dem Lasso heraus. Der Lasso ist ähnlich dem in Ungarn und beim Ausfangen der Remonten von der österreichischen Cavallerie gebrauchten Arkan — ein bis 40 Schuh langer Strick, ½" dick aus mehreren dünnen Riemen

geflochten, an dessen Ende eine Schlinge durch einen eisernen beiläufig 1½ Zoll weiten Ring läuft — Der Lasso wird seiner ganzen Länge nach, besonders aber am Schlingenende, mit Unschlitt oder Fett eingeschmiert, um ihn geschmeidig zu machen, und die Reibung in der Schlinge möglichst aufzuheben.

Der Gaucho fängt die jungen Pferde gewöhnlich, indem er selbst auf einem gebändigten und starken Pferde reitet, und nachdem er einen Theil vom jungen Volk der Heerde in den Corral getrieben hat, worunter man einen großen, mit rohen Pfosten eingezäumten Hofraum versteht. Nun wird der Lasso geworfen; dies geschieht, indem der Gaucho das Ende desselben, woran sich der eiserne Ring mit der Schlinge befindet, mit der rechten Hand über seinem Kopfe in horizontalen Kreisen schwingt, welche er erweitert, indem er vom Lasso immer mehr durch die Hand gleiten läßt. — es ist wunderbar, mit welcher Geschicklichkeit und welchem Augenmaß der Reiter den rechten Moment zu erfassen und die Schlinge über den Kopf seines Opfers zu werfen versteht. Hat das junge Pferd die Schlinge auf dem Halse, so ist jeder weitere Widerstand vergebens. Das andere Ende des Lasso ist an dem Sattel des Reitpferdes befestigt, welches den Gefangenen aus dem Corral heraus schleppt. Der erste Gedanke des Letztern, sobald er sich im Freien sieht, ist natürlich die Flucht. Doch ein kräftiger zu rechter Zeit angebrachter Ruck an dem Lasso hält ihn auf sehr nachdrückliche Weise davon ab. Nun stürzen sich einige andere Gaucho's, die zu Fuß in der Nähe sind, auf das eingefangene Pferd, reißen es zu Boden, indem sie ihm mit einem andern Lasso die Vorderfüße plötzlich unter den Leib ziehen, und machen sich daran ihm einen Sattel aufzuschnallen, ein Gebiß anzulegen und Mähnen und Schweifhaare abzuschneiden, woran sie später jene Pferde aus der Heerde wieder kennen, welche schon geritten sind. In dem Augenblicke, wo man diese

Vorbereitungen beendet, ist der Gaucho, welcher den jungen Wildfang reiten soll, auch schon im Sattel; er macht den Lasso los, greift in die Zügel, und Niemand kümmert sich nun ferners um den Reiter, mit welchem das entsetzte Pferd gewöhnlich in den tollsten Sprüngen über die Ebene jagt.

Doch benehmen sich nicht alle Pferde gleich bei dieser Operation. Einige brüllen förmlich, während sie gegurtet werden. Andere werfen sich von selbst zu Boden und wälzen sich; noch andere bleiben ruhig stehen, die Füße steif in unnatürlicher Stellung, den Hals nach der Croupe gebogen mit bösem und widerspänstigem Blick; und diese letzteren sind gewöhnlich am schwierigsten zu bemeistern.

Oft fängt der Gaucho ein wildes Pferd auch auf folgende Art:

Er galoppirt auf einem kräftigen, gezähmten Pferde über die Ebene, ersieht sich seine Beute und wenn er ihr nahe genug ist, wirft er ihr den Lasso um die beiden Hinterfüße, und da er neben an reitet, kann er das Pferd mit einem kräftigen Ruck zu Boden reißen. Noch ehe es im Stande ist, sich wieder aufzuraffen, ist der Reiter schon auf ihm, nimmt rasch seinen Mantel von den Schultern und wickelt ihn dem am Boden liegenden Pferde um den Kopf. Dann schnallt er ihm den Sattel auf, gibt ihm einen Zaum mit scharfem Gebiß in's Maul und nimmt schließlich den Mantel von seinen Augen. Das erschreckte Pferd springt auf und versucht umsonst auf tausenderlei Weise sich seines neuen Herrn zu entledigen. Ein erschöpfender Ritt über die endlose Fläche bringt zuletzt das Pferd dahin, sich willig in sein Schicksal zu fügen und mit dieser Einen Lektion ist es gezähmt. —

Wir können zu diesen Erzählungen amerikanischer Reisenden, die wir ihnen natürlich so lange auf's Wort glauben müssen, als wir nicht selbst sehen und uns vom Gegentheil überzeugen,

nur sagen, daß die Gaucho's noch sehr viel von der Stärke, Schmiegsamkeit und Behendigkeit des Wilden haben, und die Pferde ziemlich schwach und von sehr gefügiger Gemüthsart sein müssen, wenn der beschriebene Vorgang wirklich ausführbar sein und zum Ziele führen soll. Wir unsern Theils kennen keinen Husaren der Civilisation, er mag als Csikos der ungarischen Pußta noch so sehr im Rufe der Kraft, Geschicklichkeit und Kühnheit gestanden haben, der im Stande wäre, auf ähnliche Art mit einem von jenen kräftigen russischen Remontepferden zu Stande zu kommen, die früher in ganzen Tabuns über die Gränze auf die polnischen Märkte und von dort zu den Regimentern getrieben wurden. In Ungarn selbst kann man allerdings manchmal einen ähnlichen Vorgang beim Einfangen und Reiten von jungen, ganz im Freien aufgewachsenen Pferden mit ansehen, mit dem einzigen Unterschiede, daß der ungarische Csikos sich nicht einmal eines Sattels bedient, ein Umstand übrigens, der wohl einerseits dem Sitz des Reiters weniger Stütze bietet, andererseits das junge, zum ersten Male bestiegene Pferd weniger zum Widerstande reizt. Aber die Pferde an welchen solche Experimente gemacht werden, stehen auch an Kraft und Energie weit hinter jenen oben erwähnten zurück, und so werden es wohl auch die Pferde der Pampas —

Mr. Catlin erzählt uns die Methode, nach welcher die Indianer Nord-Amerika's die wilden Pferde, welche sie mit dem Lasso eingefangen haben, bändigen.

Sie besteht, nach seinen Angaben, hauptsächlich darin, daß man dem eingefangenen Thiere, das mit gefesselten Vorderfüßen am Boden liegt, eine Zeit lang in die Nase haucht, so daß es die vom Menschen ausgestoßene Luft einathmen muß. Das Thier soll dadurch so vertraut werden, daß es sich ohne Schwierigkeit führen und reiten läßt.

Wenn sich die Sache wirklich so verhält und wenn das

Pferd wirklich zugibt, daß man ihm in die Nase hauche, so hätte man für dessen Willigmachung hierdurch allerdings eine Art Erklärung. Die Gase, welche der Mensch ausathmet, sind bekanntlich zum größtentheile Kohlensäure und Stickstoff. Das Einhauchen in die Nasenlöcher wäre sonach nichts als eine Art Narkose, durch welche das Pferd einigermaßen betäubt und, dadurch für eine Zeit lang seines eigenen Willens beraubt, allerdings folgsam und ruhig wird. Für seine Dressur ist damit höchstens mittelbar etwas gewonnen; man erleichtert sich eben die ersten Momente des Kampfes mit dem Pferde und hofft dann, wenn die Wirkungen der Betäubung auch schon aufgehört haben, eher mit demselben fertig zu werden, weil es damals bereits im Gang und über die ersten Widersetzlichkeiten wie im Traume hinaus gebracht ist.[1]

[1] Herr G. Catlin erzählt uns noch, daß man in Texas die kräftigern von den wilden Pferden nicht mit dem Lasso einfängt, sondern sie anschießt, um sich ihrer zu bemächtigen. Man muß das Pferd — erzählt G. Catlin durch den Muskel am oberen Theile des Halses treffen, wodurch es betäubt wird und zu Boden fällt, worauf man es fesselt und dann leicht bändigt. Doch soll die Wuth des Thieres dadurch für immer gebrochen sein. — Jedenfalls eine merkwürdige Operation, die einen sicheren Schuß verlangt, und wenn man weiß, daß der Schuß [illegible] zwischen dem ersten und zweiten Halswirbel das Pferd augenblicklich tödten kann, so wird man diese Jagdkunststücke noch mehr anstaunen oder — bezweifeln.

VII.

Major Balassa's Methode der Zähmung. — Sein Hufbeschlag ohne Zwang. — Ein Wort über Longiren.

„Das Pferd, wie der Elephant und der Hund, besitzt eine Reizbarkeit der Nerven, die man Ehrgefühl nennen möchte, und für Lob und Tadel sehr empfänglich ist."
Balassa.

Wir finden, daß in diesen wenigen Worten der Keim zu der ganzen rationellen Methode der Zähmung liegt, in deren glücklicher Anwendung Major Balassa vor beiläufig 20 bis 30 Jahren sehr glänzende und praktische Resultate erzielt hat. Sie ist in der österreichischen Kavallerie, wo sie damals namentlich beim Beschlagen aller reizbaren und gänzlich verdorbenen Pferde eingeführt war, leider einigermaßen in Vergessenheit gerathen und außer Anwendung gekommen, und das Ausland hat sie vielleicht nie recht gekannt.

Aus der Natur des Pferdes entwickelt, befaßt sie sich mit der Erziehung desselben und stellt bei dieser den Grundsatz auf, daß im Allgemeinen der Güte gewährt, der Härte widerstrebt, und der angemessenen Strenge gehorcht wird. Major Balassa verspricht allerdings nicht, mit seiner Methode jedes verdorbene, unwillige Pferd in wenig Minuten zu einem thätigen Gebrauchspferd umzuwandeln; er ist der Ansicht, dies könne nur das Resultat einer umsichtig geleiteten Erziehung sein; und nicht ein Jeder, sondern nur wer sich viel und verständig

mit Pferden befaßt hat, könne dabei zu guten Resultaten gelangen.

Deshalb ist diese Methode aber auch frei von jeder Charlatanerie und ihr Bekanntwerden hat einen wahren Fortschritt auf dem Gebiete der Dienstbarmachung des Remontenpferdes markirt.

Wo Balassa augenblickliche Erfolge erzielte, wie beim Beschlagen mißtrauischer und ganz widersetzlicher Pferde, die sich gewöhnlich binnen 20 bis 40 Minuten vollkommen beruhigten und willig beschlagen ließen, handelte es sich immer um gewisse, wir möchten sagen einseitige Anforderungen an das Pferd, die eben nur dessen passiven Gehorsam in Anspruch nahmen, welchen ein begabter Bändiger allerdings in seiner Gewalt hält; aber erst durch fortgesetzte richtige Behandlung im Geiste der angewandten Methode gelangt man dahin, das verdorbene Pferd vollständig von seinen bösen Angewohnungen zu heilen, indem man den früheren Ungehorsam und übeln Willen endlich ganz aus seinem Gemüth und Gedächtnisse wischt.

In einem der letzten Abschnitte unserer Blätter, wo wir — wenn auch nur in den Hauptumrißlinien — ein vollständiges System geben, menschenscheue, mißtrauische Remonten zu Gebrauchspferden zu erziehen oder verdorbene Pferde für die Zwecke des Gebrauches wieder herzustellen, werden wir am gehörigen Orte jene Beobachtungen und Vorgänge nach Balassa anführen, deren Wahrheit uns besonders einleuchtend und deren Erfolg uns besonders gesichert und bewahrt erschien, und wenn wir uns nicht in Allem seinen Vorschriften und seinem Systeme anschließen, so geschieht es nur, weil Balassa's System mit besonderer Rücksicht auf die Abrichtung von Mann und Pferd zum Dienste in der Armee verfaßt ist, wo mancher Vorgang, der in besondern Fällen und mit genauem Verständniß und Geschick ausgeführt

von außerordentlicher Wirksamkeit ist, doch nicht Anwendung finden kann, weil man für's Abrichten im Großen nur die faßlichsten, am leichtesten ausführbaren Methoden vorschreiben darf, denn die Dienstzeit ist gar kurz und die Hand des gemeinen Mannes oder Unteroffiziers gewöhnlich gar rauh. Und überhaupt betrachten wir die Tauglichmachung von Mann und Pferd zum Cavallerie-Dienst und die Reitkunst und Pferdekunde, welche dem Reiteroffizier zu Gebote stehen sollen, als zwei Dinge, die sehr weit von einander abstehen und verschieden sind, die sogar nur einige Zwecke und fast gar keine Mittel mit einander gemein haben sollen. Wir bitten uns hier nicht mißzuverstehen; am gehörigen Ort werden wir uns einige Bemerkungen darüber erlauben, wie sehr — nach unserem bescheidenen Dafürhalten — der Offizier die Reitkunst pflegen, wie sehr man aber auch die Künste beschränken sollte, die man vom gemeinen Manne und Pferde verlangt.

Indem wir dies sagen, kommt uns unwillkührlich die Arbeit an der Longe in den Sinn, die man letztlich stark angegriffen hat, welcher aber der erfahrene Pferde-Abrichter trotzdem gewiß die glänzendsten Resultate zuerkennen wird — bei taktvoller und geschickter Führung. Fehlt diese, so ist allerdings nicht nur der Erfolg ein übler, die Arbeit wird auch gefährlich! Eine verrenkte Schulter, eine gebrochene Schweifrübe, verletzte Hüfte, selbst ein gebrochenes Genick waren schon oft die einzigen traurigen Resultate, welche durch eine ungeschickte Hand des Longeführers, oder eine Takt- und Rathlosigkeit des Peitschenführers bei der Longe-Arbeit herauskamen.

Darum haben sich auch die Unfälle und die stutzigen Pferde ohne Zweifel vermindert, seit das Longiren aufgehört hat, allgemein in der Cavallerie vorgeschrieben zu sein. Aber dies beweist nichts gegen die Ansicht, daß bei umsichtiger Anwen-

dung die Longe-Arbeit das sicherste und schnellste Mittel der Redressur ist, wie auch die passendste gymnastische Uebung für junge nicht ganz vollkräftige Remonten, welchen man die Last des Reiters noch nicht wohl zumuthen kann, endlich für alle Pferde, deren Gänge gebunden oder unrein sind, — sie entwickelt die Kräfte und unterwirft sie zugleich der Leitung des Menschen auf das Bestimmteste. An der betreffenden Stelle mehr darüber!

VIII.

Die Pferde der Wüste.

El forous men el farous
U zudja men o radjel,
Der Reiter macht das Pferd,
Der Mann macht das Weib.

Wir kommen endlich dazu, über die edlen Pferdestämme der Wüste einige interessante Details zu geben, welche wir größtentheils den Aufzeichnungen des französischen Generals Daumas und des Consuls Mazoillier verdanken, deren ersterem seine langjährige Verwendung in Algier, dem letzteren sein Aufenthalt in Syrien Gelegenheit zu reichen und wissenswerthen Erfahrungen über orientalische Pferdekunde geboten haben.

Der Beduine der Wüsten in Syrien und Afrika ist ein Krieger zu Pferd, sein Leben, sein Ruhm, sein Besitz und seine Macht hängen fast beständig von seinem Pferde ab — es ist daher natürlich, daß die Züchtung und die Erziehung seines Pferdes für den Krieg und die Razzias fast das wichtigste Interesse seiner Existenz bildet. Und so hat sich unter jenen Stämmen der Beduinen,

welche „von Gott gesegnet und weit vom Sultan“ ihre Unabhängigkeit zu erhalten wußten, auch die reine Zucht des orientalischen Pferdes erhalten, während bei den unterjochten von der Willkühr der Sultane abhängigen Stämmen das Interesse daran nothwendig verloren gehen mußte; denn sie wissen wohl, daß der Sultan ihnen kein gutes Pferd lassen, sondern es unter irgend einem Vorwand konfisziren wird. Deshalb begnügen sie sich, armseliger Klepper zu ziehen, deren geringe Kraft den wenig kriegerischen Bedürfnissen ihrer Besitzer genügt, ohne die Habgier und den Neid ihrer Oberen zu reizen. Nicht bei diesen also, sondern bei jenen glücklichen Stämmen wollen wir ein wenig Umschau halten unter ihren Ansichten, Urtheilen und Vorurtheilen über alles was sich auf ihre edlen Pferde bezieht; wir können überzeugt sein, auf Vieles zu stoßen, das des Behaltens werth ist.

Die Züchtung.

Der Orientale hält vor Allem auf die Reinheit der Zucht. Er sagt: einem Stamme, dessen Blut unvermischt geblieben ist, kann man seinen ursprünglichen Adel immer wieder geben, wenn er auch einen Theil desselben durch schlechte Nahrung und Pflege bei übermäßiger Anstrengung eingebüßt hat; nicht so einem Stamme, dessen Entartung Folge von Blutvermischung ist. Man unterscheidet in der Familie des orientalischen Pferdes zwei Hauptracen: die arabische und die der Beradin, von denen die arabische die geschätztere ist. Ein Füllen von arabischem Vater und arabischer Mutter wird für durchaus edel gehalten und heißt Hoor. Stammt es von einem arabischen Hengst und einer Beradi-Stute, so ist es ein Hadjin; ein Füllen endlich von einem Beradi-Hengst und einer arabischen Stute heißt Meghrif und ist das geringste unter den dreien. Daraus sieht

man schon, daß der Orientale bei der Züchtung mehr Werth auf das Blut des Vaters legt als auf das der Mutter, daß also die entgegengesetzte Meinung, obschon die fast allgemein verbreitete, doch die irrige ist. Der Grund, warum der Beduine den Stuten einen höheren Werth beilegt als den Hengsten, liegt also nicht in seinem Glauben an den größern Einfluß der Stute auf die Zucht, sondern vielmehr darin, daß ihm die Stute durch die Zucht eine Quelle des Reichthums werden kann, was beim Hengste nicht der Fall ist, da kein Beduine seinen Hengst um's Geld oder doch nur gegen ganz unbedeutendes Entgelt belegen läßt

Auch ist die Stute im Kriegsdienst geduldiger, zäher und ausdauernder, verräth nicht wie der Hengst durch's Wiehern einen beabsichtigten Ueberfall und bedarf weniger Aufsicht. In diesen Gründen liegt der höhere Preis, welchen die Stuten im Orient den Hengsten gegenüber haben Die Meinung des Orientalen über den Einfluß der Stute auf die Zucht und über die Fortpflanzung der Eigenschaften auf die Nachkommen drückt sich deutlich in den nachfolgenden Sprüchen aus: „Die Stute ist ein mit einem Vorhangeschloß versehener Kasten; was du zur Aufbewahrung hineinlegst, wirst du auch ebenso wieder herausnehmen;“ und: „wähle den Hengst und wähle ihn nochmals, denn die Nachkommen gerathen immer mehr nach den Vätern als nach den Müttern: bedenke, daß die Stute einem Sacke gleicht, aus dem du nur Gold nehmen kannst, wenn du Gold hineingethan, aus dem du aber Kupfer erhalten wirst, wenn du Kupfer hineingelegt hast.“

Die Namen der sieben vorzüglichsten Pferde Mahomeds, bis zu welchen hinauf die Beduinen den Stammbaum ihrer vorzüglichen Pferde verfolgen, sind nach des Emir Abd el Kader Angabe folgende:

Das eine hieß Uskub wegen seiner Schnelligkeit, denn Sakab heißt strömendes Wasser.

Ein anderes Mortadjez wegen seines hellklingenden Wieherns; denn Aadjaz ist ein arabisches Versmaß.

Ein drittes hieß der Schleppende, Djarr, weil es seinen Schweif auf der Erde nachschleppte.

Ein viertes war El Hezzez, der Festsitzende, Kraftige.

Ein funftes der Hugel, wegen seines Wuchses.

Eines hieß die Rose.

Das siebente der Schwimmende, wegen seiner schönen Schulterbewegungen, so daß es im Laufen zu schwimmen schien.

Gebrauchliche Pferdenamen sind außerdem unter den Arabern:

El Djarado, der Wurfspieß;
El Dalim, der Strauß;
El Rakib, der Wachsame;
Mebruk, der Glückliche;
Ghrezala, die Gazelle;
El Guetaya, die Tänzerin;
Mordjana, die Koralle u. a. m.

Ueber das Decken, Abfohlen und Absetzen haben die Araber vielerlei Vorschriften und Gebrauche, welche alle die Fortpflanzung reinen Blutes und die Vererbung guter Eigenschaften bezwecken. Sie behaupten, das gunstigste Alter zum Beschalen sei fur die Stute von 4 bis 12 Jahren, fur den Hengst von 6 bis 14 Jahren. Von der Mutterstute verlangt der Araber, daß sie flüchtig, von wohl proportionirtem Wuchse, gesund, kraftig und von weitem Becken sei. Gewohnlich laßt man die Stute in den ersten Tagen des Fruhjahrs zum Hengste, damit das Füllen im nächsten Fruhjahre falle, und so zum mindesten noch ein halbes

Jahr vor sich habe, bevor es die Rauheit des Winters ertragen muß.

Vor dem Beschälen vermindert der Araber die Futterportion der Stute, die Nacht unmittelbar vor dem Sprunge gibt er ihr gar nichts zu fressen, indem er von der Ansicht ausgeht, daß sie dann sicherer empfange.

Zum Beschälen wählt er gewöhnlich den Freitag, welcher bei den Muselmännern der heilige Tag ist und für glückbringend gehalten wird. Die Stute wird in den frühen Morgenstunden, — wo es noch kühl ist und die Pferde nicht von den bösen Fliegen (Debabe) belästigt werden, deren Stich gefährlich ist und nach der Ansicht der Araber den Tod des Thieres zur Folge hat, sobald die Kälte des nächsten Winters hereinbricht, — auf einen freien Platz geführt, der abseits von den Zelten liegt; dann wird der Hengst zum Sprunge gebracht und dabei ungefähr mit denselben Vorsichten und Beobachtungen vorgegangen, wie in unseren Gestüten beim Belegen aus der Hand.

Nach dem Akte wird der Hengst gewöhnlich gebadet, die Stute aber, nachdem man ihr einige Schläge mit der flachen Hand unter die Weichen gegeben hat, ruhig umhergeführt, manchmal auch noch mit Henna *) eingerieben, welchem man eine günstige Einwirkung auf die Befruchtung zuschreibt.

Die Araber nehmen, wenn eine Stute nicht empfangen hat, zu verschiedenen Mitteln ihre Zuflucht, um ihre Unfruchtbarkeit zu heben.

*) Henna ist nach der Erklärung des Gen. Daumas ein der Rainweide sehr ähnlicher Strauch, welcher 3—4 Fuß in die Höhe wächst. Seine Blätter sind ein schätzbares Handelsobjekt; sie werden im Juli gepflückt, an der Sonne getrocknet und dann zu einem feinen Pulver zerrieben. Die arabischen Frauen färben damit ihre Nägel, Fingerspitzen und Zehen, auch werden damit Mähne und Schweifhaare der Pferde, namentlich der Schimmel gefärbt.

So lassen sie die Stute erst heftige Bewegungen machen, dann, wenn sie noch außer Athem ist, zum Hengst führen, wo bei sie dieselbe mit den Vorderfüßen in einen Bach stellen ein Mittel, das uns allerdings etwas gefährlich vorkommt, und auf unsere Pferde, welche gegen den jähen Wechsel der Temperatur ziemlich sorgfältig bewahrt sein wollen, anzuwenden keinesfalls rathsam wäre. Auch glauben sie, die Unfruchtbarkeit einer Stute habe ihren Grund manchmal in einer Verschließung des Gebärmuttereinganges; sie sagen dann, sie wäre „zugeknöpft“ (maáguda) und öffnen diesen Eingang durch vorsichtiges Einschieben der Hand und Einlegen einer Dattel oder einer kleinen Bleikugel, von der sie behaupten, daß sie sich im Füllen wiederfände, wenn die Stute, welche nun sogleich zum Hengste geführt wird, hierauf empfange.

Da dieser Vorgang unter den arabischen Stämmen der Wüste und der festen Wohnsitze ziemlich allgemein verbreitet und in Gebrauch sein soll, so scheint es, als ob er sich in vielen Fällen bewährte.

Sobald die Stute empfangen hat, wird jeder Hengst sorgfältig von ihr fern gehalten; man schont sie in den ersten und letzten zwei Monaten der Tragzeit, läßt sie keinen Dienst thun und pflegt sie sorgfältig. Das Abfohlen wird mit Vorsicht überwacht, die Stute darauf gut zugedeckt; man gibt ihr Milch und geröstete Gerste zu fressen, wodurch sie nach der Anstrengung sehr gestärkt werden soll. Auf den Rücken legt man ihr ein gut gepolstertes Kissen, und zieht ihr den Leib zusammen, indem man sie mit breiten Gurten mäßig bandagirt. Endlich läßt man sie durch zwei Tage ohne Getränk, wodurch man bezwecken will, die während der Trächtigkeit stark erweiterten und gelockerten Organe wieder zusammenzuziehen. Bei Pferden der Wüste, welche ohnehin an das Ertragen namentlich des Durstes gewöhnt sein müssen

und außerdem in den saftigen Frühjahrskräutern, welche sie zur Zeit des Abfohlens als Futter erhalten, auch einen ziemlichen Ersatz für die erquickende Flüssigkeit finden, läßt sich dieser Vorgang wohl erklären und rechtfertigen. Die Bandagirung des Leibes der Mutterstute wird 7 bis 8 Tage und Nächte hindurch belassen.

Das neugeborne Füllen ist gleich in den ersten Stunden der Gegenstand der besondersten Sorgfalt. Man bläst ihm Luft in das Maul, um den in selbem befindlichen Schleim und Schaum zu beseitigen; man gibt ihm einen gummigen Trank (Helk senuber), in welchen etwas rother Pfeffer gemischt und warme Butter eingerührt ist, um ihm eine gute Leibesöffnung zu verschaffen, lehrt es an der Mutter saugen und gewöhnt es bald daran, Kameelmilch zu trinken.

In der Kameelmilch sehen die Araber eines der wirksamsten Mittel, ihre Pferde ausdauernd und zähe in Strapazen zu machen.

Das erste Lebensjahr — so wichtig, vielleicht das wichtigste für die ganze Entwicklung des Pferdes — ist bei den Arabern der Gegenstand besonderer Aufmerksamkeit.

Das junge Thier genießt da reichliches Futter und sorgsame Pflege. —

Die Wahl des Hengstes betreffend, ist der Araber, dem es um gute und reine Race zu thun ist, wie um Forterbung guter Eigenschaften, äußerst vorsichtig. Er nimmt keinen Hengst, der zu alt, der engbrüstig ist, Hasenhacke, Schale oder Spath hat; er behauptet auch, kein edles Pferd werde seine Mutter oder Schwester decken, und folgt in diesem Vorurtheile vielleicht unbewußt einem guten Grundsatze rationeller Zuchtung.

Die Erziehung des Pferdes.

Die Erziehung des Pferdes, wenigstens die Hauptanhaltspunkte dafür gibt der Araber in folgendem Spruchwort:

> Heurezu djedaa
> La yensedaa;
> Erkebu Teni,
> Hatta inhany.
> Heurezu Rebaa Telata
> Erkebu Rebaa Arbaa;
> Ila ma yenfaa,
> Yenbaa.

> Das einjährige Füllen laß fressen,
> Es wird ihm gut thun;
> Von zwei bis drei Jahren besteige es,
> Bis du es gebändigt hast.
> Von drei bis vier Jahren füttere es gut,
> Dann besteige es wieder;
> Behagt es dir dann nicht,
> Weg damit!

Kul aûd mederuk, mebruk.

Ein abgehärtetes Pferd bringt Glück; sagt der Araber ferner, und in diesem Sinne leitet er dessen Erziehung. Wenige Tage nachdem die Mutter es geworfen hat, muß das junge Füllen oft schon nicht unbedeutende Märsche mitmachen — es ist von seiner Geburt an fast fortwährend in Bewegung. Mit 18 bis 20 Monaten läßt man es von einem Knaben zur Tränke, in die Schwemme oder auf die Weide reiten, der Knabe lernt zu Pferde sitzen, das Pferd lernt willig tragen und vorwärts gehen. Neben dem Zelte läßt man es weiden an den Vorderfüßen gefesselt; und ein kleiner Neger muß es beaufsichtigen, und ihn jede seiner kindischen Unarten verweisen oder

es mit einer Gerte strafen, wenn es entweder mit seinen Kameraden unverträglich oder gegen Vorübergehende übermüthig ist. Man sieht, das Füllen gehört zur Familie und wird erzogen wie ein Kind.

Das Fesseln an den Vorderbeinen ist übrigens eine Schattenseite an der orientalischen Pferdeerziehung; wunde Fesseln und Sehnen sind nicht selten die Folge davon, und die schönsten Pferde, die aus der Wüste zu uns kamen, tragen oft häßliche Spuren dieses Gebrauchs.

Ist das Füllen 27 bis 30 Monate alt geworden, so fängt der Beduine an, es an das Gebiß und an den Sattel zu gewöhnen. Er umwickelt das Gebiß zuerst mit Wolle, deren Geschmack dem Pferde angenehm ist; so lernt es bald sich am Gebiß abkauen und die Leitung desselben annehmen. Das Satteln und Gurten geschieht vorsichtig und allmälig; und endlich wird das Pferd zu Herbstanfang, wo es 2½ Jahre alt ist — da fast alle Pferde der Wüste im Frühjahre geworfen sind — bestiegen; es wird nun blos im Schritt geritten; man beaufsichtigt auf ihm seine Heerden, besucht seine Freunde und verlangt nichts anderes als Vertrauen und guten Willen; verlangt Alles mit Güte und hütet sich wohl, Widersetzlichkeiten hervorzurufen, deren man nur auf Unkosten der Knochen des Pferdes Herr werden konnte.

In diesem Alter lehrt man das Pferd auch ruhig neben seinem abgesessenen Reiter stehen, eine der wichtigsten Uebungen für das Pferd des Beduinen. Zu diesem Behufe legt man dem Pferde die Fußfesseln an, wirft die Zügel über den Kopf und läßt einen Sklaven auf die herabfallenden Zügel treten. So oft nun das Pferd fortzugehen versucht, erhält es einen Ruck am Zügel, der ihm eine schmerzliche Empfindung an den Laden verursacht und es bald lehren wird, ruhig stehen zu bleiben. Eine nächste, eben so wichtige Lektion ist: ruhig beim Aufsitzen zu stehen.

Dies lernen die Pferde leicht, und nur kranke oder schlecht gebaute Pferde, sagt der Araber, zeigen sich bei dieser Lektion widerspänstig.

So erreicht das Pferd beim Häuptling oder Besitzenden, der Arme braucht seine Stute oft schon vor drei Jahren — fast sein viertes Jahr, ehe es ernstlich angestrengt wird; dann aber fängt der Araber an, scharfe Uebungen mit ihm vorzunehmen, bei denen die langen, spitzigen Sporen oft keine unbedeutende Rolle spielen. Der Beduine gebraucht diese, um sein Pferd zu zwingen, alle Kräfte zur Disposition zu stellen, und nie die Idee in demselben aufkommen zu lassen, es dürfe einem andern Willen folgen, als dem seines Herrn. Der Beduine sagt: „Ueber die Sporen geht nur die Gerste," und von einem guten Reiter: „er kreuzt seine Sporen über den Rücken seines Pferdes." Er behauptet, die Sporen erhöhen die Macht des Reiters um ein Viertel und die Kraft des Pferdes um ein Drittel, und erzählt hierüber folgende Fabel:

„Als die Thiere erschaffen wurden, konnten sie sprechen. Das Pferd und das Kameel hatten sich zugeschworen, immer in Freundschaft und gutem Einverständniß zu leben, und einander nie was Böses zuzufügen. Einmal sah ein Araber, der von Kriegsereignissen hart bedrängt war, daß das Kameel, auf dem er eben seine Habe retten wollte, davongelaufen war. Es war die höchste Zeit. — Man bringe mein Pferd, rief er, schwang sich darauf und trieb es an. Vergebens! Das Pferd, eingedenk seines Bundes mit dem Kameel, ging nicht von der Stelle. Da legt der Araber die Sporen an, welche er in seiner Djebira (Satteltasche) führte und setzt sie dem Pferde in die Weichen, dieses springt hoch empor, stürzt vorwärts und erreicht mit Blitzesschnelle den Flüchtling. — Verräther, sagte das Kameel zu ihm, Du hast Deinen Eid gebrochen; denn Du bringst mich

wieder in die Gewalt meines Tyrannen! — Klage mein Herz deßhalb nicht an, erwiderte das Pferd. Ich weigerte mich zu laufen, aber die Stacheln des Unglücks haben mich gegen meinen Willen zu Dir gebracht."

Reiter und Pferd der Wüste sind flink, kraftvoll und wendsam. Der Araber führt daher mit seinem gut gebauten Pferde die kühnsten Reiterkunststücke aus, ohne es hiezu durch eigentliches Zureiten in dem Sinne, wie wir es verstehen, vorzubereiten. Aber sein Pferd ist wendsam, ohne biegsam zu sein; er fragt wenig, ob es richtig gestellt ist oder auf welchem Fuße es galoppire; er verläßt sich auf die Kraft und den Gehorsam seines Pferdes, auf das scharfe Gebiß, seine spitzigen Sporen und seine Geschicklichkeit. Wir sollen uns deßhalb nicht etwa ein Beispiel an ihm nehmen, wenn wir die hohe Schule reiten wollen. Was der Araber mit seinem gedrungenen, gewandten, kräftigen und schönen Pferde, das überdies von Jugend auf zum Reitdienste vorbereitet ist — dann ohne weiters ausführen kann, dürften wir mit unseren Remonten nicht versuchen, um die wir uns erst kümmern, wenn wir anfangen sie zuzureiten, deren Kraft und Schönheit wir erst entwickeln müssen, indem wir ihnen Biegung und Haltung geben. Uebrigens wollen wir nicht einmal behaupten, daß die Beduinen ihre Pferde nicht weit schöner präsentiren und deren Knochen und Sehnen weniger anstrengen würden, wenn sie dieselben zu Reiterkunststücken nicht mit ihren rohen Hülfen, sondern nach unseren Grundsätzen der Reitkunst einübten; doch wir wissen wohl, daß dies nicht sein kann.

Die Civilisation amalgamirt sich nicht mit dem Naturzustand zu einem vollkommenen Ganzen: sie hebt ihn auf, und man kann ihre Bequemlichkeiten und Vortheile nur genießen, indem man die Urkraft des erstern aufgibt. Und da ist's aller-

dings besser im Interesse der Pferdezucht, der Beduine bleibt was er ist und treibts wie bisher. Er braucht die Intelligenz, den Instinkt und die Energie seines Pferdes zu oft und zu sehr, als daß er auch nur wünschen konnte, eine gelehrige, nachgiebige Maschine daraus zu machen, die wie ein gegliederter Mechanismus jedem kunstgerechten Drucke und Anzuge sich unwillkürlich und ohne Selbstbestimmung biegt und nachgiebt; und seine Kraft widersteht in dem hoch und elastisch liegenden Sattel mit den kurzen Bugeln gar leicht der Heftigkeit des Stoßes, welche in den Bewegungen seines nicht durchgebogenen Pferdes liegt. Daß der Beduine, welcher sein Pferd hauptsächlich zu Leistungen braucht, die Kraft und Ausdauer verlangen, es mehr einem System der Abhartung und Kraftubung, als einem System der Reitkunst unterwirft, daran thut er aber offenbar Recht.

Einige Lektionen der Abrichtung.

Ist das Pferd an den Sattel, Zaum und Reiter gewohnt, so nimmt der Araber noch einige oder alle der nachstehenden Uebungen mit ihm vor:

El Djery. Das Rennen. Es geschieht anfangs auf kurze Distanzen und auf ebenem Boden, wobei zuerst junge, noch unversuchte Pferde miteinander, spater mit Pferden von Ruf laufen. Wir werden auf diese Uebung, die bei den Arabern in hohem Ansehen steht und oft einen großen Theil ihrer Feste ausmacht, spater noch ausfuhrlicher zuruckkommen.

El Kyama. Die Thatigkeit, der Muth. Man lehrt hiebei das Pferd auf allerlei Gegenstande entschieden und im raschen Lauf angehen und parirt es kurz vor denselben; auch lehrt man es, von andern Pferden ohne Zaghaftigkeit weggehen; zeigt es dabei Neigung, sich anzuhangen und kleben zu bleiben ein

Fehler, der dem Araber oft das Leben kosten kann — so reitet man es durch zwei Reihen einander auf 3 bis 4 Schritte gegenüber stehender Reiter, deren jeder dem Pferde, das nicht mit Entschlossenheit durch die Reihen geht, einen tüchtigen Schlag mit der Gerte gibt, während sein Reiter selbst ihm kräftig die Sporen einsetzt. Durch diesen Vorgang ist jedes Pferd bald geheilt.

El Lotema. Das zur Seite werfen. Der Reiter lehrt sein Pferd, augenblicklich zu wenden, nachdem er sein Pistol abgefeuert hat; eine Uebung, die im Einzelngefechte von Wichtigkeit ist.

El Fenzaa. Der Galopp von der Stelle. Das Pferd, — wenn es nur Kraft und Feuer hat — lernt diese Lektion sehr leicht und so zu sagen von selbst.

Die oben aufgeführten Uebungen macht jeder Beduine mit seinem Pferde durch, und jedes Pferd wird bald geschickt darin. Die Häuptlinge und besonders fertigen Reiter begnügen sich aber damit nicht, sondern nehmen mit ihren Pferden noch eine Reihe von Lektionen vor, durch deren geschickte Ausführung sie im Kampfe, bei Festen und Aufzügen glänzen. Dies sind:

El Nechacha. Die Aufregung. Man stimulirt das Pferd, selbst am Kampfe Theil zu nehmen, und lehrt es, sich auf das Pferd des Gegners zu werfen und dieses selbst oder den Reiter zu beißen. Das Pferd wird dazu abgerichtet, indem man es öfters abwechselnd anhält und mit den Sporen vorwärts drückt, wobei man wiederholt ein Geräusch hören läßt, das der Araber Chert nennt. Je reizbarer das Pferd, desto leichter lernt es.

El Entrabe. Die Karakole;

El Guetena. Die Balotade; beides Lektionen, die auch in unseren Schulen geübt werden; das arabische Pferd — gewöhnlich voll Kraft und Feuer — macht diese Sprünge ohne viele

Vorbereitung fast von selbst auf das Verhalten und Vordrucken des Reiters. Bei der Balotade wirft der Beduine zugleich sein Gewehr in die Luft, und fängt es wieder, sobald sein Pferd den Sprung beendet hat. Es gibt dies bei Aufzugen ein malerisches und stolzes Schauspiel ab, die schönen Pferde, welche sich zum Sprunge heben und die Gewehre, die in der Luft fliegen, wobei die Falten des Burnuß flattern und sich im Winde aufrollen, zurückgeworfen von dem kräftigen Arme des Kindes der Wüste.

El Berraka. Das Niederknien. Man lehrt dies dem Füllen, indem man es mit einem Stäbchen an der Krone kitzelt, während man es zugleich in den Ellenbogen kneipt, wodurch es bewogen wird, das Knie zu biegen. Wenn der Araber bei festlichen Aufzugen dies non plus ultra der Dressur seines Pferdes produziren will, so feuert er zuerst seine Pistole ab, läßt dann die Bügel aus und berührt das Pferd mit seinen langen Sporen am Vorarm; unter dem Beifallsgeschrei der Mädchen läßt es sich dann auf die Knie nieder.

Zu diesen Uebungen kommen noch die Waffenspiele:

Laab el hazame, das Gürtelspiel, und

Laab ennichan, das Schießen nach der Scheibe. Bei dem ersten hebt der Reiter im vollen Lauf seines Pferdes einen am Boden liegenden Gürtel auf, das letztere erklärt sich von selbst.

Grundsätze des arabischen Reiters.

Die Sprüche der Araber über Pferde und Reiter zeugen von einem gar richtigen Einblick in das Wesen der Pferdekunde, vielen Vorschriften gab Mahomed religiöse Motive und zeigte damit, wie sehr er die Wichtigkeit ihrer Befolgung eingesehen hat. So sagte der Prophet: „Für den Gläubigen, der sein Pferd so erzogen hat, daß er mit ihm im heiligen Kriege glänzt,

werden der Schweiß, der Mist und der Urin seines Pferdes am Tage des Gerichtes mit auf die Wagschale des Guten kommen."

„Der wahre Reiter muß wenig essen und namentlich wenig trinken. Kann er den Durst nicht ertragen, so ist er nicht besser als der Frosch im Sumpfe."

„Ziehe das Pferd der Berge dem der Niederungen vor, und dieses wieder dem Pferde aus sumpfigen Gegenden; dies taugt nur zum Packpferd."

„Ein guter Reiter muß das Maß an Gerste kennen, das seinem Pferd zuträglich ist, ebenso wie der Schütze das Maß an Pulver für sein Gewehr."

„Jedes Gerstenkorn, das du deinem Pferde gibst, verschafft dir Verzeihung deiner Sünden in der andern Welt;" und Sidi-Hamed-ben Joussef hat hinzugefügt: „Wenn ich nicht gesehen hätte, daß die Stuten die Pferde erzeugen, würde ich glauben, die Gerste habe es gethan."

„Tränke dein Pferd nur einmal täglich, eine oder zwei Stunden nach Mittag, und gib ihm die Gerste beim Sonnenuntergang; dies ist eine gute Gewohnheit für den Krieg und macht das Fleisch des Pferdes hart."

„Tränke dein Pferd nie gleich, nachdem es Gerste gefressen; du würdest es tödten; es wäre Medrube be cheer (von der Gerste geschlagen)."

„Tränke dein Pferd nicht gleich nach einem heftigen Ritte; es würde Medrube be el ma (vom Wasser geschlagen)."

„Ein Pferd muß man gebrauchen, wie den Schlauch von Bockfell; öffne ihn nach und nach, und halte die Oeffnung zusammen, so wirst du lange Wasser erhalten: öffnest du ihn aber heftig, so läuft das Wasser aus, und du bleibt nichts für den Durst."

„Hast du einen weiten Ritt zu machen, so reite von Zeit

zu Zeit im Schritt, damit dein Pferd wieder zu Athem komme. Laß es dreimal naß und wieder trocken werden, dann lüfte ihm den Gurt, laß es strahlen, und dann mache was du willst, es wird dich in der Noth nicht verlassen. Ein so geschontes Pferd ist: El aud chebob."

„Galoppirst du, und andere Reiter kommen hinter dir her, so beruhige dein Pferd und treib es nicht an; es wird von selbst in den Zügel drängen."

„Verfolgst du einen Feind und er fängt damit an, sein Pferd mit Macht vorwärts zu treiben, so halte das deine zurück; du erreichst den Flüchtigen sicher."

„Beim Abreiten soll der Reiter einige Minuten lang mit seinem Pferde tändeln; er macht ihm dadurch die Füße lose."

„Wer, wenn es sein kann, sein Pferd nicht anhält, um es strahlen zu lassen, begeht eine Sünde. Seine Begleiter müssen auch anhalten, das ist eine verdienstliche Handlung."

„El aud igul:
Ma tedjerriniche fe seïf
Bach neselekh men ecif.

Das Pferd sagt:
Laß mich nicht laufen im Sommer,
Wenn ich dich retten soll an einem Tage des Säbels."

„Wenn es sich um die Erhaltung deines Lebens handelt, und du merkst, daß dein Pferd nahe daran ist, den Athem zu verlieren, so nimm ihm den Zaum ab, wäre es auch nur für einen Augenblick und gib ihm auf die Croupe einen so starken Spornstich, daß Blut fließt. Es wird dann strahlen und kann dich noch retten."

„Wenn du auf einem scharfen Ritt deinem Pferde einen Augenblick Ruhe gegeben hast, so ist der Moment, wo der Schleim

wieder aus der Nase zu fließen beginnt, für dich ein Zeichen, daß du weiter reiten kannst.“

„Hast du dein Pferd angestrengt, und willst dich überzeugen, ob es noch Kraft hat, so steige ab und ziehe es am Schweife nach rückwärts. Bleibt es stehen, so kannst du auf dasselbe rechnen.“

„Ein Reiter muß die Gewohnheiten seines Pferdes beobachten und seinen Charakter genau kennen. Er weiß dann, ob er sich völlig darauf verlassen kann, wenn er absteigt, ob es sich unter Stuten ruhig verhält, oder ob er es fesseln und überwachen muß. Keiner dieser Umstände ist in der Nähe des Feindes ohne Bedeutung.“

Ueber Fütterung, Gesundheitspflege und Proportionen des Pferdekörpers.

Die auf Fütterung und Wartung des Pferdes Bezug nehmenden Gebräuche der Orientalen sind meist bedingt durch seine Lebensweise, und hängen innig mit all den verschiedenen Phasen jenes bewegten Wanderlebens zusammen, dessen Wechsel und Gefahren bei dem glücklichen Klima nur den günstigsten Einfluß auf die Schönheit und Kraft der Pferderace üben können. —

Im Frühjahre sucht der Beduine die saftigen Weiden auf, deren die Wüste strichweise keineswegs entbehrt; er reißt seinem Pferde die Eisen herab, und überläßt es jenem Reinigungs- und Verjüngungsprozesse, welcher in dieser Jahreszeit das allgemeine und in jeder Lebensthätigkeit besonders ausgesprochene Bestreben der Natur ist. Die zuckerreichen und saftigen Kräuter sind da die gesündeste Nahrung für das Pferd; und wenn gleich dasselbe unmittelbar in der Zeit, wo es sich vom Grünfutter nährt, zu außerordentlichen Leistungen nicht hart

genug sein kann, weil dieses Futter mehr reinigt und erfrischt, als es stählt und kräftigt, so wird sein Körper hiemit doch am besten zu der späteren reichlichen Fütterung mit Körnern prädisponirt, aus welcher und aus der Kameelmilch das Pferd die Schnellkraft seiner Sehnen und die Festigkeit seiner markigen Knochen zieht. Es ist dies eine natürliche und heilsame Physik, welche reinigt, ohne wie die Aloe — die Gedärme zu reizen. Im Sommer wandert der Beduine nach dem Tell in die Ortschaften und zu den Bazaren dort besorgt er seine Einkäufe an Lebens- und Luxusbedürfnissen, an Körnern und Gerstenstroh; er hält das Pferd bei sich und versieht es reichlich mit Gerste und Gerstenstroh Er hütet sich, es um diese Zeit auf die Weide zu lassen; denn außerdem, daß er es nicht sicher wüßte vor feindseligen Fremden, deren es im Tell immer gibt, so könnte sein Hengst auch in Berührung mit Stuten kommen, und die immerwährende unbefriedigte Aufregung denn die Belegzeit ist vorüber — könnte ihm die schwere Krankheit zuziehen, welche der Araber el Kuerreſa nennt.

Das Thier magert dabei ab, sein Haar wird glanzlos, es wiehert unaufhörlich und versagt das Futter. Um es zu heilen, muß man es von jeder Berührung mit Stuten sorgfältig ferne halten, und seine Nasenlöcher, welche ihm die Witterung der Stute geben, mit in Zwiebelsaft getränktem Theer reiben. Im Sommer tränkt der Araber nur einmal täglich, entweder des Morgens vor Aufgang oder des Abends nach Untergang der Sonne, weil in diesen Stunden das Wasser am frischesten und gesündesten ist.

Er sagt auch:

Tränken beim Sonnenaufgang macht mager,
Tränken am Abend macht dick,
Tränken um Mittag erhält das Pferd, wie es ist.

Während der größten Hitze, die vierzig Tage währt (Semaime), tränken die Araber ihre Pferde nur alle zwei Tage.

Im Herbste geht der Beduine vom Tell zu seinen Lagerplätzen zurück. Der Wohlhabende entzieht seinem Pferde auch jetzt das Gerstenfutter nicht, wovon er ihm zwar nur einmal im Tage, aber reichlich und zwar am Abend vorsetzt; er sagt darüber: „Das Futter des Morgens geht beim Schornstein hinaus, aber das Abendfutter geht in die Croupe."

Auf der Weide findet das Pferd um diese Jahreszeit den Chiehh, eine sehr nahrhafte Pflanze, deren vorzügliche Eigenschaften der Araber hoch hält; er sagt deßhalb von einem tüchtigen, aber bescheidenen Manne:

Flane ky Chiehh
Inedjem u ma icheâa.

Dieser Mann ist wie der Chiehh;
Er leistet viel, aber man spricht nicht von ihm.

Des Nachts erhalten die Pferde den Buse von den Arabern „der Bruder der Gerste" genannt — oder den Afa*), beides nahrhafte Kräuter, die man in Garben sammelt, und dann als Häcksel geschnitten dem Pferde vorsetzt. Getränkt wird einmal des Tages und zwar um 1 bis 2 Uhr Nachmittags, weil in den Früh- und Abendstunden in der spätern Jahreszeit das Wasser zu kalt ist.

In der warmen Jahreszeit verschiebe die Stunde des Tränkens
Und rücke die Futterstunde vor;
In der kalten Jahreszeit rücke die Stunde des Tränkens vor
Und verschiebe die Stunde für den Freßbeutel.

*) Der Afa ist das Lygeum Spartum der Botanik und kommt namentlich in Nordafrika häufig vor.

Im Winter finden die Pferde, in Folge des reichlich gefallenen Regens schon wieder Ueberfluß auf den Weiden und man läßt sie auch gewöhnlich den Tag über draußen.

Außer der Gerste und den genannten Kräutern bekommt das Pferd auch häufig Datteln, entweder halb reif, wo es sie leicht sammt den Kernen frißt, oder reif, nachdem man die Kerne zerstampft und mit den Früchten verrieben hat, oder auch getrocknet in einem Freßbeutel, und das Pferd läßt beim Fressen die Kerne sehr geschickt fallen. Auch zu einem Tranke werden verriebene Datteln mit Wasser angerührt.

Noch eines dürfen wir nicht vergessen hier zu erwähnen; es steht im gleichen Ansehen wie die Gerste, als Mittel um Kraft und Ausdauer zu geben, das ist die Kameelmilch. Schon das Füllen wird an dieselbe gewöhnt; sie vertritt ihm oft die Stelle der Muttermilch, wie dem erwachsenen Pferde die Stelle des Wassers. Der Araber schreibt ihr die besten Eigenschaften zu, er ist überzeugt, daß sie seinem Pferde Dauer, Zähigkeit und Genügsamkeit in der größten Anstrengung gibt.

Im Allgemeinen müssen wir noch bemerken, daß die Pferde der Wüste in dem, was wir unter gutem Aussehen und Condition zu verstehen verwöhnt sind, sich zu unseren Pferden gerade so verhalten, wie der thätige, abgehärtete Krieger zum beschaulichen Mönch. In der That würde der Araber nur gar wenig auf ein Pferd halten und wenig von ihm erwarten, wenn es voll und gerundet wäre, wie die gehätschelten Kostgänger unserer Ställe. Er will, daß sein Pferd stramme Muskeln aber magere Flanken habe und sagt: „Für das Pferd gibt es keinen größeren Feind, als Ruhe und Fett; vom verbotenen Fleische wähle das leichteste, „d. h. wähle ein leichtes Pferd, denn das Pferdefleisch ist den Muselmännern verboten.

Auf das, was wir unter Wartung verstehen, das Strie-

geln, Putzen und all die Toilettenkünste unserer eleganten Ställe verwendet der Araber nur sehr wenig Sorgfalt. Unsere Art zu putzen kennt er nicht; er reibt die Haut seines Pferdes tüchtig mit Strohwischen durch, glattet die Haare mit leinenen Lappen, und das ist so ziemlich die ganze Putzung. Dagegen wäscht er sein Pferd so oft als es angeht.

Auch wäre unsere Art zu putzen, und alle die Schuppen und Fetttheile, welche an der Pferdehaut haften, durch die Kartätsche zu entfernen, kein praktischer Vorgang bei dem Pferde des Nomaden, das nicht immer gegen die klimatischen Einflüsse geschützt sein kann, dessen Haut also — wenn sie ihm ein Schutz und nicht die Eingangsthüre für alle Krankheiten sein soll — der fettigen Schuppen bedarf, deren wir unsere Pferde im Schweiße unserer grooms entledigen. Dessenungeachtet ist das Haar des arabischen Pferdes glatt, kurz und glänzend, der Spiegel seiner kernigen Gesundheit und seines thätigen Lebens. Der Araber schützt übrigens sein Pferd, so gut er kann, gegen die Unbilden der Witterung, er hüllt es in wollene Decken, die im Winter Tag und Nacht, in der warmen Jahreszeit aber nur während der Nacht auf demselben bleiben. Wie sehr er die Nachtkälte im Sommer fürchtet, drückt er durch folgendes Sprichwort aus:

> Berd es seïf
> U la derba beeif.
> Die Kälte im Sommer
> Ist so schlecht wie ein Säbelhieb.

Und wie sehr er auf sorgsame Wartung in seinem Sinne hält, beweist die Verachtung, mit welcher er auf jeden Reiter blickt, von dem man sagt:

> Sein Pferd säuft trübes Wasser,
> Und sein Djelal (Decke) ist durchlochert

Die Araber glauben aus gewissen Merkmalen die künftigen Proportionen und Eigenschaften des heranwachsenden Füllens vorherbestimmen zu können, so z. B. messen sie zuerst den Umfang des Kopfes, indem sie einen Strick über den Nacken des Füllens legen, und dessen Enden unter der Oberlippe vereinigen; dann messen sie die Entfernung vom Fuß bis zum Widerriste. Das Füllen, sagen sie, wächst noch um so viel, als das erstere Maß länger ist als das letztere.

Oder man mißt die Entfernung vom Vorderknie bis auf die Höhe des Widerristes, und dann vom Knie abwärts bis an den obern Hufrand; ist nun das letztere Maß genau die Hälfte vom erstern, so wächst das Füllen nicht mehr, im anderen Falle aber wohl, da sich beim ausgewachsenen Pferde beide Maße genau wie 2 : 1 verhalten müssen.

Um den Werth eines Pferdes zu beurtheilen, mißt der Araber vom äußersten Ende der Schweifrübe nach Spannen vor bis an die Mitte des Widerrists, und von da über den Hals, zwischen den Ohren durch bis an's Ende der Oberlippe; je nachdem nun das vordere Maß dem rückwärtigen gleich ist, oder mehr oder weniger Spannen hält, als das rückwärtige, wird das Pferd für gut, sehr gut oder von mittelmäßigem Werth geschätzt. Je größer der Unterschied zu Gunsten des Maßes nach vorn, um so größere Stücke hält man von dem Pferde.

Von den Farben.

Die Araber bringen viel von den Eigenschaften des Pferdes mit dessen Farbe in Zusammenhang — eine Ansicht, die sich nicht unbedingt verwerfen läßt, und dies um so weniger, wenn man bedenkt, daß alle Ansichten der Araber über die Eigenschaften des Pferdes die Resultate so vielfältiger und vielseitiger Erfahrung und so genauer und eingehender Beobachtung

sind, wie sie beide eben nur jenen Kindern der Wüste zu Gebote stehen, deren Leben immer und fast nur mit den Leistungen ihrer Pferde verwoben und oft von denselben abhängig ist.

Der Araber, welcher selten auf irgend eine Frage, die ihm nicht ganz unwerth der Antwort scheint, direkt antwortet, sondern fast immer in Bildern, Gleichnissen oder Erzählungen aus dem Leben des Propheten oder berühmter Häuptlinge spricht, hat auch über die verschiedenen mit den Farben verknüpften Eigenschaften der Pferde eine Erzählung, welche von Ben-Dyab, einem berühmten Anführer der Wüste, handelt, der im Jahre 900 der Hedjra lebte, und einst von Saad el-Zanaty, dem Chikh der Ulad-Jagub verfolgt ward. Auf der Flucht, sagt man, wendete er sich an seinen Sohn, der ihm zur Seite ritt, und fragte ihn: Von welcher Farbe sind die vordersten Pferde des Feindes? — Schimmel sind es, antwortete der Sohn. — Gut, so laß uns der Sonne entgegenreiten, sie werden schmelzen, wie Butter! — Einige Zeit darnach wandte er sich wieder zu seinem Sohn, und fragte: Von welcher Farbe sind nun die vordersten Pferde des Feindes? — Rappen, rief der Sohn. — Gut, so laß uns steiniges Terrain erreichen, wir haben dann nichts von ihnen zu furchten; sie gleichen der Negerin des Sudan, die nicht mit nackten Füßen auf Kieselsteinen gehen kann. Und als sie so thaten, ließen sie bald die Rappen hinter sich. — Zum dritten Male fragte Ben Dyab: Und welche Pferde sind jetzt die vordersten in der Reihe unserer Feinde? — Die Braunen und die Fuchsen. — Dann vorwärts, rief Ben-Dyab, vorwärts Kinder! Den Pferden die Sporen! Diese würden uns einholen, wenn wir unsere Pferde nicht den ganzen Sommer über mit Gerste gefüttert hätten. —

Vom Fuchsen sagt man noch:

Wenn man dich versichert, man habe ein Pferd durch die

Luft fliegen sehen, so frage, von welcher Farbe es gewesen; sagt man dir: ein Fuchs — so glaube es.

Und vom Braunen:

Wenn man dir erzählt, ein Pferd sei in einen Abgrund gesprungen, ohne Schaden zu nehmen, und man fügt hinzu: es war ein Brauner — so glaube es.

Ein anderes Sprichwort sagt:

Das beste Pferd ist der Fuchs.

Das flüchtigste der Braune.

Das ausdauerndste der Rappe.

Das gesegnetste das mit der weißen Stirn.

Verachtete Farben sind: Der Schecke (el begáa); der Araber nennt ihn den Bruder der Kuh; der Isabellenfahle, welchen der Beduine Sefer el jhudj den Judengelben nennt, und der Rothschimmel, den er eine Blutpfütze heißt. Mit der geringen Werthschätzung des Schecken und Isabellen so ziemlich einverstanden, welche beiden Farben in der Regel auch an unsern Pferden und zwar die erstere mit wenig Ausnahme gemeine Race, die letztere Schwäche und Zartheit andeuten, erlauben wir uns doch ein Wort für die Rothschimmel einzulegen, die wir fast immer als harte, dauerhafte Pferde kennen gelernt haben. —

Ueber die Abzeichen der Pferde, Stern, Blässe, weiße Füße, dann über die verschiedenen Haarwirbel (nekhlet, Aehren) an der Decke des Pferdes, deren der Araber bei vierzig verschiedene unterscheidet, gibt es eine Menge von Sprüchen und Vorurtheilen. So hält man es für ein gutes Zeichen, wenn der rechte Vorder- und der linke Hinterfuß weiß gestiefelt sind; man nennt dies:

Jda el kateb
U ridjel erakeb
Des Schreibers Hand,
Des Reiters Fuß

und sagt, der Herr eines solchen Pferdes müsse glücklich werden, denn er steigt an der weißen Seite auf und ab. (Der Araber steigt nämlich rechts auf und links ab.)

Dagegen heißt es:

Kaufe nie ein Pferd mit regelmäßiger Blässe und vier weißen Füßen, denn es trägt sein Todtentuch mit sich.

Vier weiße Füße sind in der That wenigstens unschön, und auch in der Ritterzeit sang man:

Cheval de trois
Cheval de rois;
Cheval de tous
Cheval de fous:

Die Aufzählung aller weitern Vorurtheile und Sprüche der Araber über die Abzeichen und Haarwirbel würde zu weitläufig sein; wir übergehen sie somit und wenden uns zum Schluß zu einem weit wichtigern und interessantern Stücke aus der Pferdekunde und Pferdeerziehung des Orients — zu den Rennen.

Die Rennen.

Thätigkeit und Abhärtung ist das Lebenselement des orientalischen Pferdes; und der Orientale liebt alle Spiele und Uebungen, welche ihm und seinem Pferde Kraft und Schnelligkeit schaffen und die Gelegenheit geben, beide im höchsten Grade zu entfalten. Nächst der Straußjagd ist eine der beliebtesten Uebungen das Rennen. An Tagen des Rennens versammelt sich eine große Menschenmenge wie zur Zeit der Wallfahrt; alle Häuptlinge und Edlen des Landes sind zugegen; man theilt die Pferde in Kategorien ein und läßt sie laufen je nach Race und Eignung. Die Eignung zu einem schärfern oder leichtern Rennen bestimmt sich darnach, ob das Pferd im Training war oder nicht, was die Araber Tadmin nennen. Der Tadmin (Trai:

nung) besteht darin, daß man die Ration des Pferdes nach und nach erhöht, bis es merklich dicker wird; dann verringert man durch die folgenden vierzig Tage die Futtermenge allmälig bis auf das Minimum, während man dem Pferde täglich anstrengende Bewegung gibt, und es während der Ruhe anfangs mit sieben Decken zudeckt, von denen nach je sechs Tagen eine abgenommen wird.

Die Bewegung und Transpiration nehmen das überflüssige Fett weg, und nach dieser Behandlung hält der Araber sein Pferd für die höchsten Leistungen geeignet und nennt es El Mudmar.

Die Rennbahn, auf welcher die trainirten Pferde gehen, heißt El Midmar; über das Rennen gab der Prophet selbst einige Bestimmungen, indem er festsetzte, daß nur trainirte Pferde mit trainirten zusammen laufen sollen; daß die Strecke des Laufs für die trainirten Pferde sieben Meilen, für untrainirte nur eine Meile betragen solle.

Ferner sagte er: „Jedes Pferd läuft nach seiner Race; aber an den Mikbad gestellt, läuft es nach der Geschicklichkeit des Reiters.“ Der Mikbad ist ein langer Strick, welcher vor die Brust sämmtlicher Pferde angehalten wird, wenn dieselben sich zum Auslaufen anstellen, um Unregelmäßigkeiten beim Abgehen zu verhüten. — Der Wettlauf geschieht in Partien zu 10 Pferden; jedes der 10 Pferde, die gelaufen sind, erhält je nach dem Range, den es im Lauf erreicht hat, einen besonderen Namen.

Der Sieger heißt Modjalla (der Nehmer); das zweite Pferd El Musalli (von Saluan die Croupe), weil es an der Croupe des Siegers an ist; das dritte Pferd bekömmt den Namen El Msalli (der Tröster, weil es seinen Herrn damit tröstet daß nur Ein Pferd zwischen ihm und dem Sieger war); das vierte heißt El Tali (der Folgende); das fünfte El Murtah (der fünfte Fin-

ger); das sechste El Âtif (voll Unruhe kommt er an, und seine Furcht hielt ihn auf dem Wege zurück); das siebente El Hadi (der Theilnehmer am Glück), es ist das letzte, welches einen Theil an den ausgesetzten Preisen hat; das achte El Mammuil (der Hoffnungsvolle), weil es seinem Herrn die Hoffnung ließ, noch am Preise Theil zu haben; das neunte ist El Lathim (der Geohrfeigte), denn es ist geschlagen und erniedrigt; das zehnte endlich El Sokeit (der Schweigsame), denn die Schande schließt seinem Herrn den Mund.

Das muselmannische Gesetz erlaubt zweierlei Arten von Preisrennen: 1. Ein beim Rennen nicht betheiligter Häuptling oder Edle setzt einen Preis aus, der von den Siegern gewonnen wird; oder 2. Ein beim Rennen Betheiligter giebt diesen Preis. Diese Art ist jedoch nur unter der Bedingung gestattet, daß, wenn der Preisgeber selbst siegt, der Preis unter die Versammelten vertheilt wird.

Rennen um einen Preis aus den Einlagen aller Betheiligten, sowie überhaupt alles, was einer Wette ähnlich ist, verbietet das Gesetz dem Muselmanne strengstens; ein weises Gesetz, welches verhütet, daß die Rennen je ausarten, und was anderes werden als eine für die Zucht der Pferde unersetzliche Probe ihrer Kraft, Dauer und Schnelligkeit, und daß die Araber nicht für die Rennen züchten, sondern für die Zucht rennen. –

Wir können diesen Abschnitt nicht schließen, ohne unsern Lesern noch einige Sprüche der Araber mitgetheilt zu haben, die sich auf ihre Pferdekenntniß und Liebe zu diesem edlen Genossen ihrer Freiheit und Gefahren — dem „Trinker der Lüfte" (chareb er'ehh), wie sie ihn nennen — beziehen. Bei den Zusammenkünften im Kreise ihrer Zelte, wo das Alter und die Erfahrung den Vorsitz und das Wort führen, wo die Jugend mit Ehrfurcht und Lernbegierde den bilderreichen Erzählungen lauscht, deren

jede ihren bestimmten Zweck der Belehrung und Einführung in die Zufälligkeiten des Lebens hat: da wird alles erwogen und betrachtet, was sich auf Religion, Krieg, Jagd, Pferd und Liebe bezieht; und die feine Beobachtungsgabe, wie das seltene Talent der Mittheilung, welche beide dem Orientalen in so hohem Maß zu Gebote stehen, stempeln diese Versammlungen zu wahren Hochschulen des Nomadenlebens und aller Künste, die dies Leben ausmachen oder verschönern. Da hört man sagen: „Als Gott die Stute erschaffen wollte, sprach er zum Winde: Ich werde aus Dir ein Wesen erzeugen, das meine Anbeter tragen soll, das geliebt werden wird von allen meinen Sklaven und das die Verzweiflung derer sein wird, die nicht meine Gesetze halten; und alle Güter der Welt sollen an seinem Schopfe hängen."

„Ein Racepferd ist ein solches, das drei Dinge lang, drei **kurz**, drei breit, drei klar hat.

Lang sind: die obern Gliedmaßen, der Hals, die Schweifhaare; kurz: die Schweifwirbel, die untern Gliedmaßen, der Rücken; breit: die Brust, Stirn und Croupe; rein und klar endlich: **Haut, Auge und Huf.**"

„Wenn ein Pferd, um im Bache zu trinken, Hals und Kopf vorwärts streckt und sich dabei vollständig auf seinen vier Füßen im Gleichgewichte hält, ohne einen Vorderfuß vorzusetzen oder zu schonen, so sei versichert, daß Harmonie in seinen Theilen, daß es gut gebaut und ein Racepferd ist."

„Wisse, daß ein Pferd, sagt Abdel Kader, welches an allen seinen Gliedern gesund ist und Gerste erhält, so viel sein Magen verlangt, Alles kann, was sein Reiter von ihm verlangt. Gib Gerste, und mißbrauche. (Allef u annef.)

„Du fragst nach Beispielen von der Dauer und Mäßigkeit des arabischen Pferdes in Beschwerden?

„Als wir an der Mündung des Meluia lagerten." erzählt

Abdel Kader „führten wir eine Razzia nach dem Djebel Amur auf dem Wege nach der Sahara aus; am Tage des Angriffs galoppirten wir unsere Pferde 5 bis 6 Stunden, führten unser Vorhaben aus und kamen nach 20 bis 25 Tagen zurück. Während dieser ganzen Zeit fraßen die Pferde nur das, was sie mit ihren Reitern tragen konnten, nämlich bei 8 gewöhnliche Mahlzeiten; sie fanden kein Stroh, nur Alfa und Chiehs und auf der Weide etwas Gras. Und dennoch, als wir nach diesen Anstrengungen und weiten Märschen zu den Unsrigen zurückkamen, führten wir zur Feier unserer Ankunft Spiele an demselben Tage auf ihnen aus, wobei wir viel Pulver verknallten. Die Pferde waren oft einen bis zwei Tage ungetränkt geblieben, einmal erhielten sie sogar durch drei Tage kein Wasser."

„Ein Weiser hat gesagt: Ein Edler arbeitet in drei Fällen, ohne zu erröthen: Für sein Pferd, für seinen Vater und für seinen Gast."

Ueber die Zeit zur Benutzung des Pferdes sagt der Araber.

„Sieben Jahre für mich,
Sieben Jahre für meinen Bruder,
Sieben Jahre für meinen Feind."

„Man wird nur ein guter Reiter, nachdem man oft geschunden ist."

„Die Racepferde besitzen keine Tücke."

„Nichts ist weit für die Pferde."

„Wer die Schönheit der Pferde über der Schönheit der Weiber vergißt, wird nicht glücklich sein."

Und so hat der Araber für Alles seinen Sinnspruch, den Ausdruck seiner tiefen Beobachtungen.

In diesen Mittheilungen wird man Belege genug für unsere im Anfang dieser Blätter ausgesprochene Ansicht finden, daß man sich nicht ohne weiteres zum Herrn des Pferdes auf

werfen und es ausnutzen könne, ohne es dazu vorbereitet, es vorher erzogen zu haben.

Wir haben die glücklichere der beiden Erziehungsmethoden, von welchen wir dort sprachen, kennen gelernt, diejenige, welche an der Hand der Natur, geleitet durch Bedürfnisse und Interessen aus dem Pferde einen kräftigen, muthigen und klugen Genossen eines freien Kriegers macht — des wahren Ritters des Islam's, wenn man so sagen darf. Dort ist das Pferd kein Spielwerk und kein Luxusartikel, es ist der glänzende Gefährte eines Lebens voll Bewegung, Wechsel und Kampf, in und zu dem es geboren und erzogen wird, an dem es mit Klugheit, eigener Liebe und eigenem Hasse Antheil nimmt. Darum ist das Pferd des orientalischen Nomaden ein Racepferd, ein Pferd voll Kraft und Charakter. —

Wir kommen nun dazu, uns auf dem andern Wege der Pferdeerziehung umzusehen, der uns auf das Gebiet der Reitschulen führt — da ist freilich viel Methode und System, aber die Erziehung sinkt dadurch nothwendig auch mehr zur Abrichtung und Dressur herab.

Bevor wir jedoch daran gehen, aus der Geschichte der Reitkunst jene Notizen zu sammeln, durch welche uns die Ansichten und Methoden anschaulich werden, nach denen die Stallmeister verschiedener Zeiten das Pferd zum Dienste des Menschen heran gebildet haben, wollen wir unsern Lesern noch Einiges über die letzte österreichische Expedition nach Persien und Syrien mittheilen, welche den Ankauf orientalischer Zuchtpferde zum Zwecke hatte. Wir sind der Meinung, daß die in diesem Abschnitt gebrachten Auszüge aus dem Buch des General Daumas über das Leben des orientalischen Pferdes in den meisten unserer Leser hinlängliches Interesse hervorgerufen haben, um ihnen die Notizen, welche wir nun geben wollen, anziehend und lesenswerth erscheinen zu lassen.

IX.

Die letzte österreichische Expedition nach Syrien und Persien zum Ankauf orientalischer Zuchtpferde. — Das Militär-Gestüte zu Babolna. — Das Hofgestüte zu Lipizza.

Zwei Commandos wurden im Jahre 1856 von der k. k. Regierung in den Orient gesendet, um daselbst edle und schöne Pferde zur Zucht anzukaufen. Im kaiserlichen Gestüte zu Babolna, welches in Oesterreich die Reinzucht von orientalischem Blut repräsentirt und von da aus durch die Aufstellung dort gezeugter Beschäler das orientalische Blut in die Landpferde zu bringen bestimmt ist, war in den fünfziger Jahren von Original-Vaterpferden und Mutterstuten nur mehr wenig vorhanden. Das Materiale, von früheren Expeditionen des k. k. Major's Gotschligg und Baron Herbert geliefert, war großentheils verbraucht und eine Auffrischung der Zucht durch Originalblut schien daher im Interesse des Gestütes und folglich mittelbar auch in dem der Pferdezucht überhaupt geboten —

Wir werden mit dieser Ansicht vielleicht auf manchen Widerspruch stoßen; denn es gibt Hippologen und Züchter, welche alles Heil im englischen Vollblut zu finden glauben und vom orientalischen Pferd nichts wissen wollen. Wir sehen aber nicht ein, mit welcher Logik? Muß sich nicht der Stammbaum jedes englischen Vollblutpferdes auf orientalische Ahnen zurückführen lassen? warum also soll man von Ablegern bessere Dienste für die Zucht erwarten, als vom Originalstamm? Das englische Pferd ist freilich heut vom arabischen so sehr verschieden, und in

dieser Verschiedenheit seiner Formen und Eigenschaften so constant und forterbungsfähig, daß es ohne Zweifel ebendeshalb eine selbstständige Race repräsentirt. Der Engländer hat mit der ihm eigenthümlichen praktischen Beobachtungsgabe und Ausdauer ein Pferd darzustellen verstanden, welches den Anforderungen, die er an dasselbe stellt, möglichst vollkommen zu entsprechen scheint. Die Herren aber, welche nicht müde werden, das englische Vollblut als den einzigen Rettungs- und Auffrischungsquell für unsere Pferdezucht anzupreisen, mögen nicht übersehen, welcher Art die Anforderungen sind, die der Engländer an sein Pferd stellt, und ob dieselben mit den Bestimmungen und Zwecken, für welche wir Pferde ziehen müssen, übereinkommen. Englands Vollblutzucht dient heutzutage fast keinen anderen Zwecken und Interessen mehr, als den Chancen eines Hazardspieles; man hat die Rennen, welche ohne Zweifel ein vorzügliches, wohl ein unentbehrliches **Mittel** zur Hebung und Erhaltung der Pferdezucht sind, in England so zu sagen zum **alleinigen Zwecke** der Vollblutzucht erhoben; und zwar Rennen, deren kurze Distanzen die Entscheidung in den Zeitraum von ein paar Minuten zusammendrängen, wo also nicht einmal die physische Ueberlegenheit des Pferdes den Sieg davon trägt, sondern nur zu häufig die Geschicklichkeit des Jokeys, welcher selbst ein Pferd von geringerer reeler Leistungsfähigkeit zu momentan überlegener Bravour heranspornen kann.*) Haben nun hiedurch schon an und für sich die modernen Rennen aufgehört, ein zuverlässiger Maßstab zur Beurtheilung der Leistungsfähig-

*) In einem der nächsten Abschnitte kommen wir auf die englischen Rennen noch ausführlicher zurück.

keit zu sein, so müssen wir nur um so mehr bestreiten, daß die heutigen Winners der Flachrennen mit ihrem langgestreckten Leib und hohen Beinen, die häufig schon im 5ten und 6ten Jahr traurige Spuren kostspieliger künstlicher Siege tragen, eben die Formen und Eigenschaften besitzen, welche wir von unseren Zuchtpferden verlangen müssen; denn unsere Zuchtpferde erzeugen ihre Nachkommenschaft nicht für den Turf, sondern für den Krieg; und da lieben wir das charaktervolle, energische, ausdauernde orientalische Pferd mit seinem gedrungenen Körperbau, dem geschlossenen Rücken und den kräftigen, strammen Beinen; mit seinem guten Willen und seiner Fähigkeit, Strapazen und Entbehrungen zu ertragen und sorgsame Pflege ohne Nachtheil zu vermissen.

Aus diesen Rücksichten können wir die neuerliche österreichische Expedition um Original-Blut nur als ein erfreuliches Zeichen begrüßen, daß man in Oesterreich an maßgebender Stelle sich noch nicht der Anglomanie mit Leib und Seele verschrieben hat, und daß man die Unterschiede in den Verhältnissen und Zwecken würdigt, welche zwischen dem insularischen England bestehn und einer Continentalmacht, deren Pferdezucht vor Allem die Zwecke des Krieges und Ackerbaues im Auge halten muß. Diese beiden Zwecke aber weisen vor Allem auf „Fundament und Charakter“ als auf die unerläßlichsten Bedingungen der Brauchbarkeit hin — beiden Anforderungen vereint entspricht im höchsten Maße nur das orientalische Pferd.

Und wechselt nicht der Luxus gar häufig seinen Geschmack? Niemand kann vorausbestimmen ob sich dieser nicht bald wieder von dem unwendsamen englischen Pferde zum gelenkigen, elastischen Araber wenden wird, für's „Reiten zum Vergnügen“. Durch's orientalische Blut können wir die Keime des Brauchbaren, Edlen und Schönen in unseren Pferdeschlag bringen, und durch eine fortgesetzt ver-

nünftig geleitete Zucht aus diesen Keimen endlich selbstständig das entwickeln und darstellen, was für unsere Zwecke die Verkörperung des möglichst Vollkommenen ist, so wie der Engländer dies für seine Zwecke erreicht hat. Also nicht im englischen Blut liegt das Geheimniß, die Pferdezucht zur Blüthe zu bringen; Blut nehme man aus dem Orient, gleichwie es England selbst gethan hat; aber in der Methode der Züchtung und Erziehung muß es liegen, und da sehe man sich im Orient und in England um und frage nach den Grundsätzen, die solche Resultate erzielt haben. Da vergleiche und schließe man, aber aus bewährten Erfahrungen, und nicht nach ängstlichen Theorien gang und geber Routine und eingebürgerten Ansichten.

Wie kostbar das Material werden wird, das man jetzt noch glücklich aus dem Orient gebracht hat, ermißt man erst, wenn man erfährt, daß die Wüste und die Beduinenstämme von der Civilisation mit einer Eisenbahn bedroht sind. Eisenbahn und Beduine können nicht nebeneinander bestehen; eines hebt das Andere auf, und sobald die eiserne Schiene die Unabhängigkeit des Wüstenkindes in Fesseln schlägt, und in sein gefahrvolles regelloses Leben die Ordnung und Abgemessenheit der Eisenbahnzüge als sprengenden Keil hineintreibt, wird der Rauch der Locomotive das Ritterthum des Islam's eben so sicher entnerven und zersetzen, wie ehemals der Dampf des Pulvers das romantische Ritterthum. Denn die Civilisation muß das kriegerische Nomadenleben verdrängen; der Beduine, welcher jetzt seine Sicherheit in der Energie und Schnelligkeit seines Pferdes findet, wird sie dann hinter den Mauern fester Ansiedlungen suchen müssen, und sein Pferd wird werden, wie schon heute die Pferde des Tell sind, — ein vernachlässigter, schlapper Karrengaul. —

Das orientalische Pferd, sowie es ist, ist aber ein Produkt des Klima's, seiner Erziehung und Lebensweise. Durch die lange und immer konstante Einwirkung dieser Faktoren hat es allerdings eine Forterbungsfähigkeit seiner Eigenschaften erlangt, welche eben es zu einem edlen Racepferde stempelt und macht, daß man mit seinem Blute andere Pferdeschläge auffrischen und veredeln kann; daß selbst seine unter veränderten klimatischen und Lebens-Verhältnissen erzeugten Nachkommen — d. h. hier gezogenes arabisches Vollblut — eine Zeit lang den Stempel und die Eigenschaften des Urtypus unverändert bewahren. Aber je später die Generationen, um so mehr wird sich in ihren Formen und Eigenschaften der Einfluß ihrer neuen Erziehung und Lebensweise geltend machen, und der Urtypus alterirt erscheinen. So ist das englische Pferd durch eine konstante, aber von der arabischen verschiedene Zuchtungsmethode ein selbstständiger Typus, eine selbstständige edle d. h. forterbungsfähige Race geworden. Und so wird es jedesmal von der Methode der Zuchtung abhängen, was man aus dem original-orientalischen Materiale, welches natürlich nach einer bestimmten Zeit wieder verbraucht ist, machen wird. Will man also den arabischen Typus bewahren, will man in Europa noch **arabische** Pferde haben, wenn man sie auch nicht mehr aus dem Orient holen kann, so genügt es nicht, Originalpferde von dorther gebracht zu haben; man muß die Züchtung, Erziehung und Lebensweise des orientalischen Pferdes an Ort und Stelle studiert haben, sie verstehen und so viel als möglich nachahmen.

Das arabische Pferd verdankt dem steten freundschaftlichen Umgange mit dem Menschen seinen Charakter, sowie der fortwährend angestrengten Thätigkeit seine Kraft und Ausdauer. Wie will man also wirklich arabische Pferde ziehen,

wenn man sie von Jugend auf an ein sybaritisches Leben des Nichtsthun's gewohnt und sich nie überzeugt, ob die guten Proportionen, welche allerdings Leistungen versprechen, auch wirklich ihr Versprechen halten! Doch wir wollen nicht anmaßend scheinen, indem wir mit ein paar Schlußfolgerungen gegen eine Usance zu Felde ziehen, die ohne Zweifel viel andere gute Gründe für sich haben muß, da sie mit so viel Consequenz seit so viel Jahren in so vielen Gestüten geübt wird. Freilich kann uns Niemand beweisen, daß ein entgegengesetztes Verfahren nicht weit brillantere Erfolge aufgewiesen hätte. Und nun von unserer Abschweifung zurück auf den Weg nach Syrien, wohin unsere Leser der Expedition um Zuchtpferde folgen wollen.

Beide Commandos gingen gemeinschaftlich bis Beirut an der syrischen Küste, wo sie sich theilten, indem das eine derselben sich über Bagdad nach Teheran und von da weiter in das Herz des persischen Reiches wandte, während das andere über Damaskus den Libanon entlang, die syrische Wüste durchstreifte. Das erste Commando konnte nur geringe, für die Zucht unerhebliche Resultate erzielen, denn es fand die Pferdezucht in Persien im Allgemeinen fast gänzlich verkommen, die Pferde fehlerhaft und degenerirt, so daß nur drei Pferde als für die Zwecke der Fortpflanzung geeignet, angekauft werden konnten.

Um so ergiebiger und glänzender in seinen Resultaten war der Zug durch die syrische Wüste. Mit zäher Ausdauer und energischer Bekämpfung aller Hindernisse und Gefahren streifte die kleine Expedition unter dem Befehl des gegenwärtigen Gestüts-Kommandanten in Babolna, des k. k. Obersten Brudermann, von Stamm zu Stamm; man suchte bei den Beduinen selbst, nicht auf den Pferdemärkten von Damaskus, wo man nur Pferde von verhältnißmäßig weit geringerem Werthe bekommt, und kaufte

das Schönste und Beste, was bis jetzt an orientalischen Pferden überhaupt nach Europa gekommen ist.

Die Beduinen der syrischen Wüste ziehen bekanntlich das edelste Blut und die schönsten Formen unter allen Orientalen. Sie wissen aber auch wohl den Werth ihrer Pferde zu schätzen, und verlangen hohe Summen namentlich für Stuten, welche durch ihre Nachkommenschaft eine ergiebige Einnahmsquelle für ihre Herren sind, während man von dem Hengst fast gar keinen materiellen Nutzen zieht, da der edelste gegen eine ganz unbedeutende Entschädigung — beiläufig 2 Gulden unseres Geldes — belegt. Ein Pferd hat oft mehrere Mitbesitzer; und es gibt auch 6 bis 8 Antheilhaber an einem werthvollen Hengst oder an einer kostbaren Stute. Die Preise der Hengste sind von 2 bis 3 und 4 tausend Gulden, die Stuten hingegen und besonders die trächtigen werden von 5 bis zu 12 Tausend Gulden bezahlt, während außerdem noch der beim Verkauf ziemlich kurz angebundene Beduine gewöhnlich ein Geschenk an Waffen, Reitzeug oder Gewändern beansprucht. Der Beduine nennt seinen Preis, läßt nicht viel Zeit zur Untersuchung und Ueberlegung, und sagt ihm der gemachte Anbot nicht zu, so schwingt er sich ohne viel weitere Umstände wieder in den Sattel, gibt seinem Pferde die Sporen und verschwindet so schnell, wie er gekommen. Sein Pferd bekommt man dann wohl selten mehr zu Gesichte. So machte man einem Beduinen für seine 18jährige trächtige Stute ein Anbot von 2000 Gulden. „So viel hab' ich an Zaumgeld gegeben als ich sie gekauft" war seine einzige Antwort und im nächsten Augenblick war er davon geritten.

Im Ganzen wurden in Syrien 50 Stuten, worunter einige trächtig, und 16 Hengste angekauft.

Die Pferde wurden in zwei gesonderten Transporten davon einen Oberst Brudermann selbst, den andern ein seiner Expedition

zugetheilter Cavallerie-Offizier führte, zu Land bis nach Cairo gebracht. Während dieses Transportes gingen von der letzteren Abtheilung zwei Stuten ein, und es war dieser Verlust der einzige Tribut, welchen die Expedition der Macht böser Zufälle und Fährlichkeiten zu entrichten hatte. In Cairo wurden die Pferde auf Kriegsschiffe einbarkirt und gelangten ohne weiteren Unfall zur See nach Triest und von da wieder zu Land an ihren neuen **Bestimmungsort.**

Achtunddreißig Stuten und sieben Hengste wurden im Babolnaer Gestüte aufgestellt, der Rest — darunter 16 Schimmelstuten — theils im Hofgestüte zu Lipizza, theils in den Militärgestüten zu Mezöhegyes und Radautz. Die Pferde, welche wir in Babolna sahen sind fast alle von ausgezeichnet schönen und kräftigen Körperformen, die Stuten haben durchschnittlich 14 bis 14½ Faust Höhe, unter den Hengsten dagegen gibt es mehrere, die über 15 Faust messen. Manche unter ihnen, wie der braune Hengst Aghil-Aga, gekauft von einem Han, Ulinge des Stammes Anase Rusla, ein Pferd von der Race Koheila Adjuse, sind in der kraftvollen Schönheit und Harmonie ihrer Formen verkörperte Ideale. Der Schimmelhengst Hammad von Stamme Vould Ali aus der Race Obajan-Abugerasz ist, obgleich erst 4 Jahre alt, doch über 15 Faust 1″ hoch und dabei geschlossen und kräftig. Der braune Hengst Emir vom Stamme Anaze Rusla, Race Saklani, ist ein kleineres aber gedrungenes Pferd von unendlich graziösen Formen. Erwähnenswerth ist unter den in Babolna aufgestellten Beschälern noch der 24jährige Schimmelhengst Tadmor, ein Original-Araber, der aber aus Würtemberg zuerst nach Lipizza und von da nach Babolna kam und dort seit zwei Jahren bedeckt. Er ist von sehr rüstigem schönem Körperbau, hat heute noch makellose, reine Knochen und Sehnen und so viel Feuer und Jugendkraft, daß er trotz seines Alters ein werthvolles, fruchtbares Vaterpferd ist.

Von einigen in Babolna aufgestellten Original Mutterstuten wollen wir noch Namen, Abstammung und Alter anführen, da es vielleicht einige unserer Leser interessiren dürfte, die Namen guter Racen und pferdereicher Stämme kennen zu lernen. Da sind vom Beduinen-Stamme Vuold-Ali: Zeraie von der Race Saklani, gefallen 1850. Huta von der Race Koheila-Adjuse, gefallen 1853. Schmed, von der Race Menegie, gefallen 1850. Muda, Oszla und Tenua, alle drei aus der Race Koheila-Adjuse, deren Abstammung von einer Stute Mohamed's abgeleitet wird, die er Koheil nannte *).

Aleka vom Beduinenstamme Faara von der Race Hadba, 7 Jahre alt und 15 Faust 1" hoch. Gazale vom Stamme Anaze el Djebas, Race Hadba-Ensachie, 12 Jahre alt. Gedâa vom Stamme Anaze Rusla und der Race Koheila el Tarrach, gefallen im Jahre 1848 u. s. w.

Der Stand der Mutterstuten ist nicht ganz 200, jener der deckenden Vaterpferde 9. Die vorzüglichsten Produkte bleiben als Pepinier-Hengste und Mutterstuten im Gestüte, die anderen tauglichen und fehlerlosen Hengste werden als Landesbeschäler in die Provinzen geschickt, jährlich im Durchschnitt zwischen 30 - 40. Zur Fortpflanzung nicht Geeignetes bleibt theils im Gestüte für Zwecke des Dienstes und der Bewirthschaftung, theils wird es an die Regimenter zur Ergänzung der Offiziers-Dienstpferde abgegeben, theils endlich, so wie das als nicht mehr diensttauglich Ausgemusterte, im öffentlichen Aufstrich verkauft.

Das Interessanteste war uns der Besuch der Paddocks, in welchen eilf 2jährige arabische Vollbluthengste sich frei herum treiben. Neun davon sind in Arabien gezeugte, aber schon im

*) Koheil heißt im Orient ein Cosmogen, mit dem die Frauen häufig ihre Augenbraunen und Haare färben.

Gestüt geworfene Füllen, welche die weite Reise aus der Wüste im Mutterleib, ohne Nachtheil für die Mutter oder sich selbst, mitmachten. Ihre Proportionen sind unendlich viel versprechend.

Sind wir recht unterrichtet, so kommt den Anschaffungspreis und die Kosten der Expedition per Bausch und Bogen zu sammengerechnet — ein jedes der letzten aus der Wüste gebrachten Pferde im Durchschnitt auf circa 4000 fl. CM. zu stehen, ein Preis, welcher gegen die Summen, welche man für bewahrte Hengste in England bezahlen muß, fast verschwindet.

Es dürfte kaum ein Land geben, das ähnliches edles Material an Zuchtpferden aufzuweisen hatte, wie Oesterreich in Babolna, und es ist zu erwarten, daß Galizien, Ungarn und Siebenbürgen, wo das orientalische Blut einen so geeigneten, guten Boden findet, mit Hilfe dieses Materials ihre Pferdezucht noch über den früheren Stand heben und eine Fundgrube von Blut und Leistungsfähigkeit für die leichte Cavallerie unseres Kaiserreichs sein werden; besonders, wenn man sich entschließen kann, von dem Prinzipe des „Nichtsthun's" bei den Vaterpferden abzugehn. Noch müssen wir einige Worte über das k. Hofgestüt zu Lipizza anfügen.

Dieses Gestüt liegt auf den Höhen des Karst, jenes kahlen Felsengebirges, welches Krain vom Küstenlande scheidet. Begreiflicher Weise muß das dort geborne und erzogene Pferd alle guten Eigenschaften des Gebirgspferdes — das gedrungene Knochengerüste, die strammen Sehnen, den festen klaren Huf, den Muth und sichern Tritt erwerben; das Blut ist edel, und so wurde der Lipizzaner zu einer eigenen markirten Race, deren Typus sich unter tausend Pferden herausfinden läßt. Sein Kopf ist klein, und schön angesetzt, die Ohren sehr beweglich und gut geformt, er hat ein wenig Rammsnase, was den Einfluß der Formen des spanischen Blutes bekundet, der Hals ist gebogen und frei aus dem etwas fleischigen Widerrist herausgehoben. Die

Nierenpartie ist kurz und kräftig, die Rippen gut gewölbt und zur Sattel-Lage wie geschaffen, die Hose breit und muskulös, die Gliedmaßen breit und trocken und in sehr günstigem Winkel gestellt, der Unterarm eher etwas lang, dabei aber der Gang energisch und obgleich mit ziemlich erhabener Action doch raumgreifend. Die Croupe ist etwas abgerundet, doch der Schweif gut angesetzt, voll behaart und frei getragen.

Das ist der eigentliche Lipizzaner, dessen Blut und Typus durch eine lange Reihe von Generationen — das Gestüt besteht seit Kaiser Karl V. — konstant geworden sind. Er stammt von spanischen und orientalischen Pferden.

In neuerer Zeit hat man den Lipizzaner mit dem Araber gepaart und hiedurch einen neuen Stamm von Mutterstuten geschaffen, durch welche die guten Eigenschaften des Lipizzaners nicht alterirt, dabei aber dessen Formen veredelt worden sind.

Wie schon vorhin erwähnt, sind von den aus Arabien gebrachten Pferden 16 Schimmelstuten in Lipizza aufgestellt, so daß der Mutterstutenstand — im Ganzen bei 70 Stück — aus circa 30 reinen Alt-Lipizzanern, 24 arabischen Mischlingen und 16 Originalarabern besteht, also in 3 Stämme zerfällt. Als Beschäler werden — für die Gestütszwecke — Lipizzaner und Araber-Hengste verwendet. Auch zwei englische Hengste sind in Lipizza aufgestellt; dieselben sollen aber durchaus keinen neuen Stamm zur Zucht schaffen; sondern sie dienen lediglich zur Erzeugung eines leichten und größeren Schlages von Gebrauchspferden für die Zwecke des kaiserlichen Hofes, aus welchen namentlich die Zuchtzüge zusammengestellt oder Reitklepper gewählt werden. Und nun nach dieser Abschweifung zurück auf den im vorigen Abschnitte bezeichneten Weg — zur Geschichte der Reitkunst. —

X.

Aus der Geschichte der Reitkunst.

Wir möchten, daß unsere Leser sich ein wenig in Erinnerung rufen, was wir in einem unserer ersten Abschnitte über den zweiten Weg zur Dienstbarmachung des Pferdes, über seine künstliche Abrichtung durch die Civilisation im Gegensatze mit seiner natürlichen Erziehung durch's Nomadenleben gesagt haben, damit wir an die Notizen, welche dort über die Abrichtung und Verwendung des Pferdes unter den Griechen gegeben sind, anknüpfend, in der Geschichte der Reitkunst die Phasen weiter verfolgen können, welche seine Entwickelung und Benutzung durchlaufen hat. Wir bezeichneten dort den Gegensatz zum Pferde des kriegerischen Nomaden als „Pferd der Civilisation.“ Wenn wir nun unsere Daten aus der Geschichte der Reitkunst mit Bemerkungen über die ritterlichen Uebungen des Mittelalters beginnen, so bitten wir, uns nicht den Einwurf zu machen, daß das Mittelalter und die Civilisation zwei gar verschiedene Geschichtsepochen seien; für unsere Zwecke sind sie es nicht so sehr, denn in beiden hat das Pferd aufgehört, mit seinem Herrn zusammen ein kriegerisches Wanderleben zu führen; der Stall und die Reitbahn sind beiden Epochen gemeinschaftlich, wenn wir auch zugeben, daß der alte Ritter einen besseren Theil seines Interesses und seiner Zeit an Stall und Reitbahn, und an die ritterlichen

Uebungen und Spiele gesetzt hat, wo sein Pferd sein Genosse und Theilnehmer am Kampf und Ruhm war, als es der Pferdebesitzer von heute im Allgemeinen thut, der seine Pferde zu Prunk und Vergnügen hält, oder als Gegenstand der Spekulation, aber nicht, weil irgendwie sein Lebenselement damit zusammenhinge.

Die ritterlichen Kampfspiele verlangten nebst Kraft auch eine nicht unerhebliche Gewandtheit des Pferdes und Reiters. Deßhalb begannen der Knappe und das Pferd frühzeitig ihre Uebungen, und er und sein Streitroß konnten nur durch viele Schulen und Proben hindurch zu den goldenen Sporen gelangen. Die ritterlichen Uebungen sind im Grunde die Basis unserer ganzen modernen — eigentlich nicht mehr modernen, sondern verfallenden - Reitkunst geworden. Die kurzen, erhabenen Gänge, welche man dem schweren Ritterpferde nothwendig beibringen mußte, wenn man ihm Anstand und so viel bei seinem plumpen Vordertheil möglich Leichtigkeit der Bewegung geben wollte, sind die Grundlage dieser Schulen. Die Pferdezucht in Spanien und Italien war darauf bedacht, ein diesen Bedürfnissen und der Anmuth der Bewegung entsprechendes Pferd zu schaffen.

Es war dieß keine geringe Aufgabe, wenn man bedenkt, welchen Fond an Kraft das Pferd haben mußte, um den gepanzerten Reiter und die eigene Rüstung zu tragen und dabei ausdauernd und einigermaßen beweglich zu bleiben.

In beinahe vollkommener Weise wurde diese Aufgabe gelöst durch die Pfropfung des orientalischen Blutes auf den nordischen kräftigen Pferdeschlag. Die orientalischen Hengste erleichterten das Vordertheil des eingebornen Pferdes und gaben ihm mehr Feuer und Energie nebst dem stolzen Anstand, der das vorzüglichste Merkmal der spanischen und neapolitanischen Race

blieb, der bei den festlichen Aufzugen aller Lander geglanzt hat und in den Bahnen aller die Reitkunst pflegenden Nationen heimisch geworden ist.

Die Grundsatze dieser Schulen wollen wir nach den beruhmtesten Meistern der verschiedenen Lander und Epochen ein wenig durchgehen.

Die erste hervorragende Erscheinung, der wir nach dem Verfalle des Ritterwesens auf dem Gebiete des Stallmeisterthums begegnen, ist der Graf Cäsar Fiaschi, ein ferrareischer Edelmann, der um's Jahr 1530 eine Schule der Reiterei gründete, von welcher ein französischer Codex der Reitkunst sagt: „Il fut un des premiers de son temps qui sceut instruire le grand nombre d'escuyer, qui ont acquis une singulière recommandation parmi nous; ce qui l'a surtout distingué des autres, ce sont les diversités de mors, de brides et de fers qu'il a réduit par escript, ce que nul autre n'a encore fait. Puis la manière de dresser les chevaux par les tons et accords de la musique.“ *)

Von dem Grundsatze ausgehend, daß Harmonie die Grundlage alles Bestehenden, und daß alle mathematischen Proportionen an den Dingen und musikalische Accorde seien, gleichwie nach Pythagoras Lehre die Abstände der Erde von dem Mond zum Merkur, der Venus und den andern Planeten nur halbe und ganze Töne wären, und darum alle Sonnensysteme erklangen in der Harmonie der Sphären — behauptet Fiaschi, daß es nichts gäbe, was mit Musik nicht zu behandeln wäre, und er

*) Er war Einer der Ersten seiner Zeit, der eine große Zahl von Stallmeistern unterrichtete, welche alle eines großen Rufs unter uns genossen. Was ihn besonders vor andern auszeichnete, ist die große Anzahl von verschiedenen Gebissen, Zäumen und Hufbeschlägen, die er alle beschrieben hat, was noch Niemand vor ihm that, dann seine Methode, die Pferde nach den Tönen und Akkorden der Musik abzurichten.

setzte ein förmliches Notensystem von Hilfen für seine Reitkunst zusammen, das er natürlich mit Hand und Schenkel zu unterstützen nicht vergaß. Mit hohen und niedern Tönen der Stimme und mit eigenthümlichen Schwingungen einer leichten Gerte begleitete er alle Hilfen zu den verschiedenen Gangarten; seine Pferde waren in den Hanken gut durchgebogen, der Kopf senkrecht herbeigestellt, der Sitz des Reiters gerade und fast vollkommen gestreckt.

Er hat ausführliche Beschreibungen über alle möglichen Gattungen von Gebissen und Hufbeschlagen seiner eigenen Erfindung hinterlassen, deren erstere nach unseren Begriffen viel zu scharf, beide aber zu wenig einfach sind.

Fiaschi's nächster Nachfolger ist der neapolitanische Edelmann, Frederic Grison um's Jahr 1550. Er gab verständige Anleitungen zur speziellen Dressur des Kriegspferdes, von denen wir früher schon gesprochen haben.

Er verlangte auch einen aufrechten fast ganz in den Bügeln aufgestellten Sitz, wobei er den rechten Bügel um etwas kürzer schnallte, als den linken, weil man sich beim Kampf immer auf diesen Bügel stütze; die Beine leicht an's Pferd geschlossen und die Fußspitzen mäßig nach einwärts gedreht, der Kopf leicht und zwanglos aus den Schultern herausgenommen.

Wie sehr er für das Pferd eingenommen war, sehen wir aus seinem Discours sur le noble cheval, worin er sagt: Qui est celui qui ne reconnait le cheval Roy des animaux, et très-fidele compagnon des Roys? Mesmement que Bucephale accoustré de ses arnois royaux ne voulut jamais se laisser chevaucher par autre que son Alexandre, et blessé à la prise de Thebes, ne voulut jamais qu'Alexandre le demontât pour monter sur un autre. Semblablement le cheval de César ne voulut jamais porter autre que César. Il est infiniz actes

généreux et gestes glorieux d'autres chevaux pour raison desquels en leur vie ils ont été chers tenus et caressés, et accoustrés de draps precieux, et depuis leur mort honorés par pompes funèbres, braves sepulchres, hautes pyramides, et par vers pleins de leurs louanges. Alexandre fit bâtir une ville là où Bucéphale fut enterré, laquelle il nomma en sa mémoire Bucéphalie — — — — — — — —

— — — — — — — — — — —

Finalment il ne se peut dire qu'il y eût jamais ny braves jeux, ny fêtes accomplies, ny grande bataille, où les chevaux n'ayent esté, et il n'est estat, qualité ny profession humaine, soit de religion, de lettres ou d'armes, où il ne soient perpetuellement nécessaires. *)

Im Jahre 1576 gab Johann Fenserius in Würzburg ein Buch über die Reitkunst heraus, aus dessen Vorschriften und Abbildungen wir sehen, wie rationell und erfolgreich man damals die Bearbeitung der Pferde für die Zwecke des Carousels und der Schulreiterei betrieb. Die Abbildungen zeigen uns einen

*) Wer erkennt das Pferd nicht als den König der Thiere an und als den treuesten Gefährten der Könige? Ebenso wie Bucephalus — mit seinem königlichen Rüstzeug aufgezäumt — sich von Niemand Andern reiten ließ, als von seinem Alexander, und bei der Einnahme von Theben verwundet, nicht zugeben wollte, daß Alexander ein anderes Pferd bestiege, so wollte auch das Pferd des Cäsar Niemand Andern tragen als Cäsar. Es gibt eine Menge großherziger Thaten und ruhmvoller Züge von andern Pferden, um derentwillen man sie im Leben werth und hoch gehalten, sie mit kostbarer Rüstung geschmückt und nach ihrem Tode durch Leichenfeierlichkeiten, ein ehrliches Begräbniß, hohe Pyramiden und Panegyrica geehrt hat. Alexander ließ an der Stelle, wo Bucephalus begraben war, eine Stadt erbauen, die er seinem Andenken zu Ehren Bucephalia nannte. — — — — — — — — —

— — — — — —

Endlich kann man nicht sagen, es habe je ritterliche Spiele, glänzende Feste oder große Schlachten gegeben, wo die Pferde nicht dabei waren, und es gibt keinen Stand der menschlichen Gesellschaft, sei es der geistliche, wissenschaftliche oder kriegerische, wo die Pferde nicht immerfort nöthig waren.

ziemlich plumpen, schweren Schlag von Pferden; die beschriebenen und verzeichneten Lektionen und Schulgänge, in welchen man diese wenig günstig gebauten Pferde durcharbeitete und übte, die Quadrilles und Tourniere die man mit ihnen ausführte, erfüllen uns mit Staunen über das Verständniß und die Konsequenz, mit welcher die Abrichtung geleitet sein mußte, um mit diesem Material endlich zu solchen Resultaten zu gelangen.

Im Jahre 1618 war Herr von Pluvinel, ein berühmter Stallmeister in Frankreich, welcher den jungen König Ludwig XIII., damals 16 Jahre alt, in den Grundsätzen der Reitkunst unterrichtete. Die Grundsätze, soweit sie sich auf die Abrichtung des Pferdes beziehen, waren fast dieselben wie noch heute, und heute noch kann man auf jeder guten Reitschule wiederholen, was er über die Ruhe des Sitzes sagt: „Voila, Sire, la posture que je désire à mon escolier pour être estimé bel homme de cheval, laquelle je veux qu'il ne change jamais, si ce n'est quand il manie, pour ce qu'il est nécessaire de changer à temps toutes les aydes de la main de la bride et de la houssine.*)

Nur wenig später (1660) blühte in England die Schule des Herzogs von New Castle. Seine Schriften über die Reitkunst sind noch heute vom höchsten Interesse; die Pferde seiner Schule — spanischer und türkischer Race — brachten es zu jeder Geschicklichkeit, die der Reiter von seinem Pferde überhaupt verlangen kann; die Pillaren Arbeit, die Schulen auf und über der Erde, der Redopp, terre à terre, die Courbette, ferme à ferme, Ballotave, Capriole und Pirouette übte er mit seinem Pferde und

*) Das ist, Sire, die Haltung, die ich meinem Schüler wünsche, damit er als guter und schöner Reiter gelte, welche er nie verändern soll, außer, wenn er Touren reitet, und nur so weit als es nöthig ist, um zur rechten Zeit die Hilfen von Zügel, Faust und Gerte zu wechseln.

vollführte sie mit Leichtigkeit und Anmuth. Seine Gemalin und Schülerin, die Marquise von New-Castle, war eine eben so graziöse als gewandte Reiterin.

Mr. de la Guérinière, Stallmeister des Königs von Frankreich im Jahre 1733, hinterließ uns ein Werk über Reitkunst, worin er nebst den Regeln seiner Schule, welche die Pferde stark auf die Hanken setzte, schätzenswerthe Notizen über Zäumung, Sattelung und Pferdepflege hinterlegt hat. Er ging von dem ausgestreckten, in dem Bügel aufrecht stehenden Sitze seiner Vorgänger ab und stellte über die Haltung zu Pferde diejenigen Regeln auf, welche so ziemlich heute noch darüber gelten. Er sagt in dem Kapitel de la belle posture de l'homme à cheval. Il faut s'asseoir juste dans le milieu de la selle, la ceinture et les fesses avancées afin de n'être pas assis près l'arçon de derrière; tenir ses reins pliés et fermes pour resister aux mouvement du cheval. *)

Ihm folgte in Frankreich im Jahre 1830 der Graf d'Aure, Oberstallmeister Karl X., welcher von den Grundsätzen la Guérinière's in so fern abweicht, als er sein Pferd weniger in den Hanken durchbiegt und es etwas mehr Gewicht auf die Schultern nehmen läßt. Es würde uns zu weit führen, wollten wir uns an eine eingehendere Kritik der Grundsätze des Grafen d'Aure machen, welche er in den nachfolgenden Werken veröffentlicht hat:

1. Observations sur la nouvelle méthode d'équitation.
2. Traité d'équitation.
3. Cours d'équitation.

---

*) Vom schönen Sitz zu Pferde. Man muß sich gerade auf die Mitte des Sattels setzen, die Hüften nach vorwärts gerichtet, um nicht zu nahe dem Sattelkranze zu kommen, das Rückgrat fest und doch schmiegsam, um den Bewegungen des Pferdes zu widerstehen.

4. Utilité d'une école normale d'équitation.
5. Lettres sur l'équitation.
6. Des haras et de la situation chevaline en 1852.
7. De l'industrie chevaline en France.

Herr Baucher hat sich nachmals bemüht, wahrscheinlich um seiner Methode um so gewisser den Anstrich der Neuheit und seinen Ansichten das Gepräge der Originalität zu geben, Herrn von Aure's Grundsätze zu bestreiten, sie mitunter sogar als absurd darzustellen. Von einem so erfahrenen Reiter, wie Herr Baucher, begreifen wir diese eifersüchtige Verblendung kaum. Eine Stelle übrigens wollen wir aus Herrn von Aure citiren, und wäre es nur, um unseren hippologischen Gedanken auch die Stütze einer Autorität zu geben. Sie lautet: „Pour mettre l'équitation à la portée de toutes les intelligences, il faut la dépouiller de toute espèce de charlatanisme, et la rapprochant de la nature, ne pas l'astreindre à ces règles générales qui ne peuvent être applicables à tout le monde," — ni à tous les chevaux et sous tous les rapports möchten wir hinzusetzen, und weiter: L'équitation instinctive doit être la base de la nôtre; l'art corrige avec plus de discernement, tire un meilleur parti du cheval lorsqu'on sait avec connaissance de cause l'approprier à divers services et le ménager plus ou moins en raison de sa construction *).

Um die Reitkunst dem allgemeinen Verständniß zugänglicher zu machen, muß man sie von aller Gattung Charlatanerie säubern, und, indem man sich näher an die Natur anschließt, sie nicht mechanisch in jene allgemeinen Regeln zwängen, die nicht für alle Welt — für alle Pferde und unter allen Verhältnissen möchten wir hinzusetzen — gleich anwendbar sein können. —

*) Die natürliche instinktmäßige Reitkunst muß die Grundlage der unsern sein; die Kunst berichtigt mit klarerem Verständniß und macht einen nützlichern Gebrauch vom Pferde, wenn man sie mit Bewußtsein von den Ursachen den verschiedenartigen Diensten anzupassen versteht, und wenn man das Pferd je nach seinem Baue mehr oder weniger zu schonen weiß.

Verstehen wir Herrn d'Aure recht, so beklagt er sich darüber, daß die Reitkunst nur zu oft zu einer mechanischen Hantierung herabgewürdigt werde, die nach denselben Regeln und über denselben Leisten alle Pferde abrichten wolle, während doch ein jedes Pferd eine besondere Individualität ist, deren psychische und physische Eigenthümlichkeiten man angemessen bilden und leiten sollte; das Erkennen dieser Eigenthümlichkeiten kann allein auf den richtigen Weg und zu Erfolgen führen. wir sagen abermals: jede Abrichtung muß ein pädagogischer Vorgang sein, welcher sich der Besonderheit jeden Falles anschmiegt, und die Anlagen des Gemüthes zum guten Willen entwickelt, während er die vorhandenen physischen Dispositionen je nach Bedürfniß durch zweckmäßige Uebung stärkt, ohne sie durch Anstrengung zu überbürden; dadurch werden endlich alle Kräfte ins Gleichgewicht und zu den größtmöglichen Leistungen gebracht. Auf diesem Wege bekömmt man weder stutzige noch vor der Zeit ruinirte Pferde, freilich ist er bald kurz und eben, bald lang und mühevoll, je nachdem das Material kräftig und entsprechend oder minder tauglich und der Schonung bedürftig ist.

In den deutschen Schulen haben Meyer, Schreiner, Klatte, Kögel, Hünersdorf, Seeger u. a., die während der französischen Kriege in Verfall und Vergessenheit gerathene Reitkunst nach den alten Principien wieder hergestellt. Mit dem wieder erwachenden Interesse nahmen Schule und Kunst bald einen neuen Aufschwung.

In Oesterreich hat Weyrotter die alte, sogenannte spanische Schule neu gegründet, und die gesammelten Grundsätze der Reitkunst in ein System zusammengestellt, welches in der gleichzeitig zu Wr. Neustadt etablirten Central Equitation auf die Abrichtung der Mannschaft und Dienstpferde angewendet wurde. Die vorzüglichsten Reiter aus den Offizieren der österreichischen Armee bildeten sich dort unter dem Commando Radetzky's nach Wey-

rotter's und Professors Fourneau Anleitung gründlich aus und hatten die Aufgabe nach vollendetem Curs als Lehrer in ihren Regimentern eine gleichförmige — eigentlich gleichmethodische — Abrichtung zu vermitteln und so die während der Feldzugsjahre ein wenig herabgekommene Reiterei in der Cavallerie wieder zu heben.

Seither wurde diese Anstalt nach Salzburg und von da endlich nach Wien verlegt, und auch die von ihr ausgehende Abrichtung hat sich, wenn nicht in den wesentlichen Grundsätzen, doch in den Formen der Anwendung geändert — eine Aenderung, die wohl hauptsächlich in den neuen Verhältnissen und Bezugsquellen der Remonte wie in der Abkürzung der Dienstzeit ihren Grund hat. — In die Equitationsanstalten der Armee hat sich nun die Reitkunst geflüchtet, welche aus den Privatschulen seit ziemlich langer Zeit durch die neue weit einfachere Kunst, auf dem Pferde zu hangen und sich von diesem spazieren tragen zu lassen, verdrängt ist. Das Material an Pferden in diesen Anstalten — an sich vorzüglich — ist vielleicht doch für die Zwecke der Schulreiterei nicht genügend; und vielleicht das ist unsere bescheidene Meinung — thut man auch zu viel und schießt übers Ziel hinaus, wenn man die Cavallerie zum Boden der Schulreiterei, jedes blutlose Dienstpferd zum Träger, und jeden gemeinen Mann mit seiner kurzen Dienstzeit und groben Faust zum Adepten dieser ritterlichen Kunst machen will; — wir werden unsere Bedenken hierüber in einem späteren Abschnitt ein wenig auseinandersetzen; hier nur noch eine Lanze für die alte Reitkunst!

Unsere praktische, englische Zeit hat keinen rechten Sinn mehr für sie; man will ja nur vorwärts kommen und sich Bewegung machen, ohne im Wagen zu sitzen oder zu Fuße zu gehen; deshalb, wenn es den Engländer freut, mit hinaufgestreifter Hose

und gekrümmtem Rücken durch die Alleen von Hydepark zu bre chen auf einem langen unwendsamen Gaul, welcher, die Nüstern den Sternen zugekehrt, jeden Augenblick bereit ist, entweder die Hand zu nehmen und durchzugehen oder auf die Nase zu fallen, je nachdem er in der Luft oder auf der Erde zuerst ein unvorge sehenes Hinderniß findet: so werden wir es nicht versuchen, einen Proselyten des Schulreitens aus ihm zu machen, und zwar darum, weil derselbe Engländer an einem scharfen Jagd tage mit ganz respektabler Bravour und Sicherheit mitreiten und nicht zugeben wird, daß das Reiten mehrfache, sehr verschiedene Zwecke haben könne; ebenso wenig werden wir den einheimischen Sonntagsreiter zu Studien und Uebungen in der wirklichen Reitkunst einladen, weil er hochlich erstaunt und durchaus un gläubig wäre, wenn wir die Idee aussprächen, er sei kein voll kommener Reiter; — und noch aus andern Gründen stören wir nicht seine genügsame Unschuld! Aber dennoch sollte die Reitkunst nicht verkommen! Ein Ueberbleibsel aus der Ritterzeit soll sie von Allen geübt und getrieben werden, die sich berufen halten, mitten in der praktischen Richtung unserer Zeit mit ihren greif baren und wägbaren Interessen und Tendenzen noch die Träger von Ideen zu sein! Man kann weder Baumwolle noch Zucker aus der ritterlichen Reitkunst schlagen; ihr Blühen oder Verkom men wird auch kein Papier steigen oder fallen machen, aber den Geist der Chevalerie, das heilige Feuer der Ritterlichkeit wird sie anfachen und darum soll sie verfochten und erhalten bleiben unter denen, die noch heute berufen sind, Ritter zu sein, unter den Männern von Schwert und Wappenschild — das moderne Reiten mögen die Ritter vom Ellenmaß und der unverbrennba ren Kassen vertreten.

XI.

Narey's Pferde-Dressur.

Nach dem Vorigen ist es kaum nöthig, eine Kritik über Herrn Narey's Methode der Dressur zu geben. Ohne seiner persönlichen Geschicklichkeit in Bändigung und Unterwerfung des Pferdes irgendwie nahe zu treten, und indem wir uns blos an die Vorschriften halten, welche seine bekannt gewordene „modern art of taming wild horses“ über all die Dinge enthält, die sich auf gehorsam und thätig Machen, auf Zureiten und Einspannen beziehen, müssen wir sagen, daß dieselben eine Methode überhaupt gar nicht constituiren. Es sind abgegriffene Recepte, nach welchen allenfalls irgend ein glücklicher Landedelmann oder Pachter vorgehen mag, der auf seiner Besitzung oder Farm jährlich ein paar gutmüthige dicke Thiere mit schlapp baumelndem Schweif und bedächtigem Gange aufzieht; der mag in Gottes Namen Herrn Narey's Anweisungen zu Rathe ziehen, wenn er seine Füllen einstallt, anhalftert, sie sattelt, zäumt und besteigt. Denn alle diese Sachen gehen nach Herrn Narey's Voraussetzungen so gut wie von selbst; das junge Pferd besieht sich Sattel und Zaum; es wird ihm begreiflich gemacht, wie ein Mann sich in die Höhe reckt, wenn er zu Pferde steigt; dann läßt man ihm eine kurze Bedenkzeit, um über die Bedeutung des Gebisses nachzusinnen, das ihm in's

Maul gehängt wurde; man hütet sich, es anfänglich mit den Absätzen zu stoßen und an den Zügeln zu reißen, voilà tout' go one and all's right.

Um sich im Zotteltrab auf die Felder tragen zu lassen und den Schnittern nachzusehen, mag dies — wie gesagt — allerdings genügen und angehen; aber für Alle, die kräftige energische Pferde lieben und Gefühl für die Annehmlichkeit und Sicherheit der Bewegungen haben, die ein durchgerittenes Pferd bietet, über dessen vier Füße der Reiter nach Belieben disponirt, für alle diese gestaltet sich die Sache nicht gar so einfach und kurz; ein Pferd, das die ersten vier bis fünf Jahre in ungezügelter Freiheit zugebracht hat und das man erst dann anfängt zu unterwerfen und dienstbar zu machen, nachdem seine Kraft herangereift ist, das empfindlich und energisch ist, verlangt Arbeit und Methode, um ein gutes und bequemes Reitpferd zu werden. — Und da müssen wir uns schon an die alten Lehren der Reitkunst halten, um zum Ziele zu gelangen; denn Herr Rarey läßt uns da — mit seinen Anweisungen wenigstens — im Stiche.

Einige Punkte in diesen Anweisungen müssen wir übrigens noch besonders mit ein paar Worten besprechen.

Herr Rarey sagt unter Anderm: es sei bis jetzt eine eingewurzelte Meinung der Pferdekenner gewesen, der Geruchsinn sei der vorherrschende beim Pferde. Uns hat von dieser eingewurzelten Meinung der Pferdekenner bis heute Niemand etwas gesagt als Herr Rarey; und in der That, man wußte auch früher schon, daß das Pferd nicht nur rieche, sondern auch sehe, höre und fühle, sonst müßte ja eine offene Tabaksdose dem Pferde mehr Schrecken einjagen, als eine wehende Fahne oder der Lärm einer Trommel, und unsere Dandies, deren Häupter nach Bearsgrease und deren Taschentücher nach Spring flowers

duften, wären mit ihren sinnebestrickenden Gerüchen prädestinirte Pferdebändiger; und das wird ihnen doch Niemand zumuthen! Aber allerdings kann man irgend einen starken Geruch, z. B. von einem ätherischen Oel anwenden, um das Pferd vertraut zu machen und in gewissem Grade zu attachiren. Wenn man sein Futter und alle Leckerbissen, die es bekömmt, stets mit dem gleichen angenehmen und starken Geruche imprägnirt, so wird es sich denselben recht bald merken und bald eine entschiedene Vorliebe für Alles, was diesen Geruch trägt, an den Tag legen. Darin liegt durchaus nichts Wunderbares und kein Irrthum der Pferdekenner über den Geruchsinn; überhaupt erklärt sich das Ganze mehr aus dem **Gedächtnisse** und **Urtheil** des Pferdes, als aus seinem Geruchsinn, der hierbei nur eine secundäre, vermittelnde Rolle spielt.

Herr Rarey widmet einen Abschnitt seines Werkchens den Pferden von störriger Anlage. Wir halten aber noch mehr auf seine drei Grundsätze als er selbst, und behaupten, kraft derselben und aus unserer wie fremder Erfahrung, daß es eigentlich von Haus aus gar **keine störrigen** Pferde gibt. Die Pferde, welche störrig wurden, waren ursprünglich vielleicht gerade solche, die man bei verständiger, geduldiger Behandlung zu außerordentlichen Leistungen gebracht hätte — Pferde von Kraft, energischem und reizbarem Temperament, die, mißleitet, freilich leicht verdorben und dann schwer zu redressiren sind. So wird es Herr Rarey wohl auch gemeint haben, und wir wollen nicht weiter mit ihm darüber rechten, daß er sich in seiner Theorie so unklar und ungenau über eine Sache ausgedrückt hat, in deren Praxis er so glänzende Erfolge erzielt hat.

Wir kommen zu Herrn Rarey's Methode, ein Pferd einspännig einzufahren. Wir haben nicht gesehen, wie er es **macht**; nachdem wir aber gelesen hatten, wie er es **beschreibt**, wa-

ren wir fest entschlossen, daß wir's nach dieser Anweisung nur mit Pferden versuchen wollten, die Alter und Erfahrung genug haben, derlei Experimente ohne Aufregung zu ertragen; am liebsten wäre uns hiezu einer jener consequent demuthigen Einspänner, von welchen Boz sagt: „We are not aware of any instance on record in which a cabhorse has performed three consecutive miles without going down once.“ Das einspännige Fahren auf guter Straße — im Tilbury — ist gewiß fast die angenehmste und schnellste Art zu Wagen vorwärts zu kommen; aber es erfordert ein kräftiges Pferd das zu diesem Dienst früher durch Reiten und zweispännig Fahren vorgeübt sein muß; denn es muß im höchsten Grade verläßlich und thätig sein, da man es im Tilbury weder so in der Gewalt hat, wie unterm Sattel, noch seine übeln Eigenschaften durch ein anderes Pferd paralysirt werden, wie im Zweigespann. Zum Einfahren in der Gabel muß man einen hohen starken Tilbury mit ein wenig Vorgewicht nehmen, dem Pferde die ersten Male Kappzaum und Longe auflegen, um es besser in der Gewalt zu haben, und sich im Anfange mit Gradausfahren und weit ausgeholten Wendungen begnügen, um das Pferd nicht durch Anschlagen der Stangen und Stränge zu beunruhigen.

Herr Marey gibt uns noch eine Methode, widerspänstige Pferde einzuführen, die jedenfalls neu ist — auf drei Füßen. Wir haben uns, aufrichtig gestanden, noch nicht entschließen können, sie zu versuchen, und dies nicht nur aus dem Vorurtheil, daß wir sie für sehr unhorsmanlike halten, sondern auch aus dem Grunde, weil wir der Ansicht sind, daß ein reizbares, nervöses Pferd dadurch, daß wir ihm Zwang anthun und uns eines seiner Glieder bemächtigen — wenn wir es nicht zugleich betäuben — statt sich zu beruhigen, vielmehr ganz außer sich kommen und unsern neuen und aufregenden Anforderungen ge-

genüber als ultima ratio sich niederwerfen wird. Geduld und systematisches Vorschreiten vom Bekannten zum Unbekannten, Leinelaufen im Geschirr, das Ziehen am lebendigen Wagen — das halten wir für die Mittel ohne Schaden für uns und das Pferd und mit dauerndem Erfolg zum Ziele zu gelangen.

Es bleiben noch Herrn Narey's Produktionsstückchen über: Ein Pferd, das sich niederkniet, sich niederlegt; auf das man sich stellt und dabei mit der Peitsche knallt ꝛc. Wir haben alle diese Dinge seit langem dort bewundert, wo sie hingehören und sich weit besser ausnehmen — auf dem klassischen „sawdust of the circus" beschienen von der glänzenden Flamme des portable gas. —

Und so müssen wir nochmals sagen, daß Herr Narey — nach unserer Ueberzeugung — nichts geändert hat an der alten Frage zwischen Menschen und Pferd, daß er uns keinen neuen Einblick in die Natur der Kräfte, die wir beherrschen wollen, erschlossen hat, und wir ihm somit auch kein Arcanum verdanken können, das sich allgemein an die Stelle von Muhe, Zeit und Einsicht setzen ließe, nichtsdestoweniger oder eigentlich um so mehr erkennen wir seine persönliche Begabung an, seinen moralischen und physischen Aplomb dem Pferde gegenüber, welcher eben ihn das leisten läßt, was er leistet. Sicheres und furchtloses Auftreten bei aufmerksamer Beobachtung und klugem Takt das ist das Geheimniß seiner Erfolge; und wem immer dies Geheimniß im Leben überhaupt zu Gebote steht, der wird in Allem den Erfolg für sich haben und die Menge staunen machen, denn er bändigt gewiß auch Menschen und Verhältnisse.

———·:·———

XII.

Baucher's Methode der Reitkunst.

Vertreten durch Sporen und Feder, beleuchtet von Gas und schimmernden Raisonnements, hat diese Methode ihrer Zeit eine Aufregung in der Reiterwelt hervorgerufen wie nicht bald etwas. Und eine Zeit lang schien es fast, als sollte Baucher vom Circus aus, in dem er „pour la gloire de sa patrie et au profit de sa bourse" mit Beifall und Erfolg für die neue Lehre kämpfte, eine vollständige Revolution im Reitwesen bewerkstelligen. Baucher hatte eine innige Vertrautheit mit seinem Gegenstande, so wie blendende Resultate und Raisonnements in die Schranken zu stellen, als er den alten Lehre den Fehdehandschuh hinwarf; er trat mit etwas Fertigem, Positivem vor die Oeffentlichkeit, und bald übertäubte der Beifall des großen Publikums die Stimmen einiger bedächtiger Hippologen, die in Baucher's System unter der glänzenden Hülle theils nichts Neues, theils Verkehrtes als Kern sahen. Derlei Neuerungen, die mit allgemeinem Beifallsgeschrei aufgenommen werden, welches die Stimme der nüchternen Kritik übertäubt, müssen ihre Zeit haben, in der sie ihre blendende Einkleidung abnutzen können, bis man endlich unter den Fetzen des umgehangten verbrämten Trödels das nackte Gerüst des Systems schauen kann.

Die Praxis und die Zeit sind die Haken, woran der Einkleidungströdel hangen bleibt, und die Probiersteine, an welchen sich die Erfindungen abschleifen. So ist auch von Baucher's Methode wenig für's praktische Leben übergeblieben, und gerade die Neuerungen, auf welche er so viel Gewicht legte, sein Beherrschen der Pferdekräfte, ohne sie vorher zu entwickeln, das Ueberspringen der Wischzaumarbeit und die übertriebene Anwendung der Sporen haben sich unter allen denkenden Reitern und Abrichtern spurlos verloren. Und wie kann Herr Baucher überhaupt einen Fortschritt oder etwas Neues darin finden, der Remonte gleich ein Stangengebiß aufzulegen, was doch offenbar nur ein Rückschritt in jene Zeit ist, wo man die Wischzaumarbeit nicht kannte und das Pferdemaul mit scharfen Stangen marterte, ohne vorher seine Laden durch die Trense an's Gebiß gewöhnt, dem Pferde Vertrauen zu den Leitwerkzeugen und Hilfen, und dadurch Entschlossenheit und guten Willen zum Vorwärtsgehen und Gehorchen gegeben zu haben.

Wenn man heutzutage auch noch die glänzenden Schulgänge der Pferde Baucher's nachahmt, wenn man ein Pferd im Schultritt oder trot volant, in Fußwechslungen ohne halben arrêt einübt, so thut man dies erst, nachdem man das Pferd nach der alten Methode durchgearbeitet, in Kreuz und Hanken durchgebogen, es an's Mundstück herangestellt und thätig gemacht hat — und nun auf diesem Wege gelangt man dazu, die sogenannten Baucher'schen Schulen mit Leichtigkeit und Anmuth auszuführen, ohne die Unruhe der Croupe, das hinter die Hand Kriechen, wie das mißtrauische Schweifdrehen mit in den Kauf nehmen zu müssen, welches die Blüte der rein Baucher'schen Reiterei ist.

Baucher mit seinem feinen Reitertakt hat allerdings seine Schulpferde in sehr kurzer Zeit und ohne Wischzaum für seine Zwecke dres-

sirt; aber er hat kaum was anderes als einen glänzenden Mechanismus aus ihnen gemacht, der für jede Bewegung einen bestimmten Druck, eine bestimmte Zeit und eine bestimmte Passage der Musik verlangte. Seine eigene aufmerksame Geschicklichkeit und das Gedächtniß seiner Pferde haben den größten Antheil an dem Erfolg seiner Produktionen; aber keines seiner Pferde war das, was man durchgeritten nennt; keines wäre ein brauchbares Kriegs- oder Carousselpferd gewesen; denn zu beiden Zwecken kann man Pferde nicht gebrauchen, deren Kräfte der Reiter wie das Zünglein am Wagbalken die Wagschalen in Bewegung setzt; das Pferd muß da seine Kräfte im Allgemeinen zur Disposition stellen — man kann sich nicht darauf einlassen, jede einzelne Steifung und Widersteifung durch den entsprechenden Druck hervorzurufen und aufzuheben, — das Pferd muß mehr selbstständig sein und seinen eigenen Antheil an der Partie übernehmen; ihm müssen allgemeinere Impulse vom Reiter aus genügen, denen es willig und mit eingehendem Verständniß nachkommt; denn der Reiter hat da nicht nur zu reiten, er muß zugleich die Waffen führen. Darum unsern Beifall, unsere Bewunderung sogar Herrn Baucher und seinen Künsten, so lange er im Circus bleibt, aber eine Verwahrung, wenn er die Dame seiner Wahl am Hofe der kriegerischen Reitkunst vorstellen und einführen will. —

Herr Baucher hat sich darin gefallen, alle Mittel, um ein Pferd zu biegen, zu versammeln, in's Gleichgewicht zu setzen &c., als von seiner Erfindung auszugeben, doch wir können für diese Ansprüche keinen anderen Rechtstitel herausfinden, als den, daß er neue Worte an die Stelle von alten Begriffen gesetzt hat, oder allenfalls in mancher Richtung weiter gegangen ist als seine Vorgänger die alten Lehrer der Reitkunst. Der Ausspruch daß das Gute in seiner Methode nicht neu, das Neue aber nicht

gut sei, ist jedenfalls zu hart; doch kommt man damit der Wahrheit näher, als er mit seiner selbstbewußten Behauptung, Niemand vor ihm habe von all den Dingen, wie Abbiegen, Zusammennehmen, Heranstellen, Gleichgewicht &c. irgend etwas verstanden.

Mit seinen „assouplissements“ und mit mäßiger Anwendung seiner Spornstiche erreicht man allerdings hübsche Resultate, wenn man sie auf der Grundlage der alten Lehre ausführt; und so hat man die Möglichkeit, tüchtige Campagnepferde zu besitzen, welche mit Eleganz einige tolette Schulgänge geben — sie werden dabei, wenn man mit der gehörigen Schonung der Füße vorgeht, nichts einbüßen, als höchstens etwas an der Räumlichkeit ihrer einfachen Gangarten. Aber Baucher's System an einer Remonte durchgeführt, wird ein Luftbau ohne Halt, der nirgends mit Nutzen bestehen kann, als auf den Sägespänen und unter dem Kronleuchter des Circus.

XIII.

Ueber „Reiterei“ in der Kavallerie. Dicke Pferde. Ansichten des Marschalls von Sachsen darüber.

Herr Baucher hatte den patriotischen Wunsch, das System seiner Reiterei in der Kavallerie eingeführt zu sehen. Der Wunsch seinem Vaterlande zu nutzen ist eben so löblich, als die Eitelkeit seine Ideen möglichst zu verbreiten, begreiflich. Aber Gott hat uns in Gnaden vor dieser Methode bewahrt

Was will man das arme Dienstpferd noch alles lehren! Ein Dienstpferd in einer Front, die nothwendig unaufhörlich in mehr oder minder heftiger Wellenbewegung ist, soll nach Baucher's System abgerichtet sein! Was wird aus Wagebalken und der für den leisesten Druck empfindlichen Wage, zu welchen Herr Baucher Reiter und Pferd machen will, bei den Stößen und Quetschungen, die jedem Manne und Pferde in einer Kavallerie Fronte reichlich zu Theil werden! — Wir können nicht umhin, bei dieser Gelegenheit unsere bescheidene Meinung über das, was sich überhaupt auf Kultivirung der „Reiterei" in der Kavallerie bezieht, auszusprechen, so wie es uns eben vorkommt. Reformgedanken und Armeeverbesserungsideen sind dabei fern von uns; das wäre Anmaßung; — wir sprechen nur unsere Gedanken aus, wie sie uns gerade durch den Kopf fahren. Die Berufenen mögen dann urtheilen, gutheißen oder verwerfen — wir wollen nur einigen Bedenken Luft machen.

In der Kavallerie, als Waffe betrachtet, an welche die Verhältnisse des Kampfes und namentlich die verbesserten Feuerwaffen immer höhere Anforderungen der Beweglichkeit und Schnelligkeit stellen, welche in die Schlacht wie der Blitz niederfahren und die Entscheidung bringen, den Sieg an sich reißen und ausbeuten soll, kann die „Reiterei" doch nur als Mittel zum Zwecke gelten. Denn der nächste Zweck muß offenbar der sein, den höchstmöglichen Grad von Marschfähigkeit und Schlagfertigkeit also Ausdauer und Schnelligkeit zu erreichen. Aber setzt man auch immer die Mittel dazu in Bewegung? Die Remonten, nicht mehr die kräftigen Wildfänge aus Siebenbürgen, Bessarabien, der Ukraine und Wallachei, — die freilich in den heißen, dumpfen Stallungen des Bauers aus Mangel an Bewegung und frischer Luft blind und dampfig wurden, sondern Pferde, wie sie der Landschlag liefert, nicht sehr hartknochig, und meist

mit ziemlich mattem Hintertheil werden aufgestellt, um, wenn sie es noch nicht sind, vor allem bei Ruhe und Stalldunst dick und glänzend zu werden. Nun beginnt ihre Abrichtung. Es fällt uns nicht ein, gegen die Grundsätze und Methode dieser Abrichtung an und für sich etwas einzuwenden; beide sind so verständig, so aus den wahren Principien der Reitkunst geschöpft, daß es Unverstand wäre, sie bekritteln zu wollen. Wir bestreiten nur, daß die *Reitkunst* überhaupt für Mann und Dienstpferd gehöre. Zu was alle Plage, um das Pferd durch immerwährendes Verhalten und Nachtreiben auf sein schlappes Hintertheil zu setzen, zu was die künstlichen Seitengänge, zu was die Anstrengungen für den kurzen Galopp? Hat die Truppe an Marschfähigkeit und Schlagfertigkeit gewonnen, sind die Pferde zu größeren Leistungen fähig gemacht, wenn man sie durch Schonung und warmen Stall, durch Reitschulreiten in ewig verkürzten Gängen endlich dahin gebracht hat, daß sie fett und glänzend sind, daß sie, wenn auch nicht im *kurzen* doch im *langsamen* Galopp daherwackeln, Schweif und Hintertheil nachschleppend, und daß endlich bei der Einzelndefilirung jeder Mann sein Pferd auf dem richtigen Fuß in Galopp setzt? Nehmen wir an, diese Leistungen seien durch Fleiß, Mühe und häufiges Zureden ad posteriorem glücklich erreicht – was für Früchte erntet man davon auf Märschen, bei Koncentrirungen, in Lagern oder gar in einem Feldzuge, wo das Pferd anfangen muß, wirklich etwas zu leisten? Die Pferde magern ab, und schon der dritte, vierte Marsch macht jeden Gaul, der mit so harter Mühe zwischen Schenkel und Faust eingezwängt wurde, lang und zäh und stumpf, denn das Fett durch Ruhe erzeugt, gibt keinen Fond [illegible]agen; und Kraft und Ausdauer erlangt man nur durch Uebung und Abhärtung.

Sollte nicht die Abrichtung des Friedens ein Vorüben und Tüchtigmachen zu jenen Leistungen sein, die man im Kriege ver-

langt und benöthigt? Statt dessen übt man Lektionen ein, welche trotz aller Mühe, die man auf sie verwendet, in der Ausführung versagen von dem Moment an, wo das Kavalleriepferd in's praktische Leben der Campagne tritt, Lektionen, die übrigens von demselben Moment an auch keine Anwendung mehr finden. Denn worin bestehen die Künste, welche das Pferd nun auszuführen hat?

Vor allem muß es ausdauernd marschiren und dabei allerlei Strapazen ertragen; die vorkommenden Evolutionen sind sehr einfach: Auflösen in die zerstreute Gefechtsart und Ralliren in die geschlossene, Brechen der Linienformation in die Kolonne und Aufmarsch aus der Kolonne in die Linie — endlich die Blume der kavalleristischen Leistung — die Attaque! Aber was finge das Pferd in allen diesen Gelegenheiten mit seinen Seitengangen und kurzem Galopp an, wenn es sie auch wirklich nach den ungewohnten Anstrengungen der ersten vierzehn Campagnetage noch ausführen könnte?

Terrain gewinnen und dabei Kraft und Athem sparen, beides aber im entscheidenden Moment zur Disposition haben, und wenn's sein muß, bis zur Erschöpfung ausgeben — das ist die große Aufgabe der Kavallerie. Eine Kavallerie also, welche die Elemente ihrer Leistungsfähigkeit nicht vergeuden will, darf gar nie kurzen Galopp reiten, weder Athem und Kraft ohne Verhältniß zum Terraingewinn in Anspruch nimmt. Und wenn Athem und Kraft im rechten Moment da sein sollen, so müssen die Pferde beides früher durch Uebung erworben haben. — Die Bewegungen der Kavallerie sollen fließend und raumgreifend sein; zu was also mit so viel Zeit und Mühe verhaltene Gangarten üben, die man nicht anwenden darf? Zu was ewig die tragenden Kräfte des Hintertheiles in kurzen Gängen auf der Reitschule ausbilden

wollen, statt den Athem und die vorschiebenden in scharfen Tempo's zu üben?

Die wahre Schonung des Pferdes ist wohl die verständige Abhartung desselben. Hinreichendes Futter, gute Wartung, dabei viel und scharfe Bewegung, das gibt dem Pferde Athem, Kraft und die Fähigkeit, Kontentrirungs- und Feldzugs-Strapazen ohne Alteration zu ertragen. Und wie sehr würde sich die Aufgabe der Abrichtung hierdurch vereinfachen! An kurzen Gängen und Biegungen braucht das Pferd nur so viel, als nöthig ist ihm etwas Haltung zu geben und es Schenkel und Zügel kennen zu lehren; alle andern Uebungen sollen sich auf die Entwickelung und den Gebrauch seiner Kraft und seines Athems, auf die Stählung seiner Ausdauer beziehen.

Könnten wir hierzu mehr und bessere Uebungen einführen als die, welche jeder Beduine mit seinem Pferde vornimmt?

El Djery. Das Rennen.

El Kyama. Der Muth und die Thätigkeit.

El fenzza, der Galopp von der Stelle — ziemlich gleichgiltig für den gemeinen Mann, ob rechts oder links; und allenfalls El Lotema, das zur Seite werfen.

Braucht die Kavallerie und namentlich die leichte im Felde mehr an Dressur der Pferde?

Die übertriebene Abrichtung hat aber noch eine Seite, die eben keine glänzende ist. Was leiden Mann und Pferd — namentlich bei der modernen kurzen Dienstzeit bis sie dahin kommen, beim kurzen Galopp Defiliren auf dem bestimmten Fuße anzureiten. Hängt nicht für so Manchen der Himmel jedesmal voller Banke, so oft das verhängnißvolle „Einzeln auf sechs Schritte 2c. im Galopp Marsch!" ertönt? Und mancher arme Bursche, der vielleicht ein ganz gutwilliger, schneidiger Soldat ist,

steht wegen Insubordination vor'm Kriegsgericht und hat endlich insgeheim sein dickhalsiges Dienstpferd umgebracht, um nur der Qualen los zu sein, die ihm fast bei jeder Galopp-Defilirung daraus erwuchsen, daß er selten auf dem richtigen Fuß aus der Fronte kam.

Nun müssen wir uns noch gegen den Vorwurf der Inkonsequenz verwahren, den man allenfalls daraus ableiten wollte, daß wir dieselbe Reitkunst aus der Kavallerie fast ganz verbannen möchten, der wir doch ein paar Seiten vorher so warm das Wort geredet haben.

Beides läßt sich recht gut vereinigen; man muß nur zugeben, daß nicht Jeder zu Allem berufen ist; und während wir der unmaßgeblichen Meinung huldigen, daß Mann und Pferd bei der Kavallerie von allen einigermaßen künstlichen Aufgaben des Reitens freigesprochen und dafür kräftig, ausdauernd und flink gemacht werden sollten: sind wir gar nicht weniger von der Idee eingenommen, daß der eigentliche Boden für die Reitkunst unter den Offizieren der Kavallerie ist, daß jeder Kavallerie-Offizier nicht nur ein gewandter, sondern auch ein gründlicher Reiter sein soll; denn die Reitkunst ist nicht nur eine ritterliche Uebung, die dem Reiteroffizier vor Allem wohl ansteht, sie ist auch ein integrirender Bestandtheil der Pferdekunde. Darum soll der Mann nur fest und schneidig, der Offizier aber auch korrekt und mit Verständniß reiten; ebenso wie es genügt, daß der Mann seinen Säbel fest in der Faust halte und tapfer einhaue, während der Offizier es verstehen soll, seine Waffe mit Geschick und selbst mit Anmuth zu führen.

Also die Reitkunst hoch in Ehren! aber man kann nicht eine ganze Waffe ihrem ausschließlichen Kultus weihen, um so weniger, wenn dieser Kultus unzureichende Mittel findet und die eigentlichen Leistungen der Waffe eher verdirbt als fördert.

Sind in Einzelnen von Leuten und Pferden ausgesprochene Anlagen zur Ausbildung in der Kunst, so bilde man sie aus; aber das Schulreiten in kurzen versammelten Gängen sei Ausnahme, nicht Regel, namentlich bei der leichten Kavallerie, denn diese braucht keine Gravität, meinen wir eher Flügel!

Aber gerade fällt uns noch ein, daß es die eben entwickelten Ansichten, die uns selbst gewagt vorkommen, wenn wir bedenken, mit welcher Vorliebe und Pietät die tüchtigsten Kavallerie-Kommandanten auf „dicke Pferde" hinarbeiten, gar mächtig stützen würde, wenn wir eine Autorität oder einen berühmten Namen unter dieselben setzen könnten; denn am Ende hat man nicht so ganz Unrecht, dem Ausspruche von Autoritäten großes Gewicht beizumessen, obgleich wir die Berechtigung des geistigen Monopols nicht unbedingt anerkennen. Zum Glücke dürfen wir die Worte eines berühmten Kriegsmeisters, des Marschalls von Sachsen, zur Bekräftigung unserer Ideen anführen, und lassen sie hier gerade über dasjenige, was sich auf „dicke Pferde" und Abhärtung und Leistungen der Kavallerie bezieht, unverkürzt folgen:

Il faut, que la cavalerie soit leste; qu'elle soit montée sur des chevaux que l'on ait rendus propres à endurer la fatigue; — qu'elle ait peu d'équipages, et surtout qu'elle ne fasse pas son point capital d'avoir des chevaux gras.

S'il se pouvait quelle vit l'ennemi tous les jours, cela n'en serait que mieux; car cela la mettrait bientôt en état d'entreprendre les plus grandes choses. — Il est certain que l'on ne connait pas la force de la cavalerie ni les avantages que l'on peut en tirer.

D'où vient cela? - De l'amour que l'on a pour les chevaux gras.

Cet amour pour les „chevaux gras“, cette manie d'engraissement est encore aujourd'hui en honneur dans tous les **régiments. — Voici pourquoi:**

Dans les corps, on a d'anciens chevaux, de ces animaux qui ont résisté à tout; doués d'une heureuse constitution, ils forment le fond du régiment. — Arrivés à un certain âge, il possèdent ce temperament à toute épreuve chez lequel les fonctions digestives s'opèrent avec la plus grande facilité. Chez eux la substance graisseuse s'est logée naturellement dans les réseaux cellulaires sous-cutanés, et quand une fois elle y est répandue, il faut une circonstance grave pour que la résorption ait lieu. — Eh bien, ces chevaux-là servent de terme de comparaison, et quand un cheval n'est qu'en état, on le trouve maigre et on cherche à l'engraisser.

J'ai eu un régiment de cavalerie avec lequel j'ai fait en dix-huit mois plus de mille cinq cents lieues, soit en marches ou en courses, — et je proteste que ce régiment était mieux en état de servir au bout de ce temps-là qu'un autre qui aurait eu des chevaux gras*).

*) Die Kavallerie muß flink sein, sie muß mit Pferden beritten sein, die man tüchtig gemacht hat Strapazen zu ertragen; sie darf nur einen geringen Train und vor allem keine „dicken Pferde“ haben.

Wenn es sich thun ließe, daß sie den Feind alle Tage zu Gesichte bekäme, wäre es nur um so besser, denn dies würde sie bald zu allen großen Unternehmungen tauglich machen. Es ist gewiß, daß man weder die Kraft der Kavallerie kennt, noch die Vortheile, welche man aus dieser Waffe ziehen kann. Woher kommt dies? Von **der Vorliebe für „dicke Pferde.“**

Diese Vorliebe für dicke Pferde, diese Mastungs-Manie ist noch heute bei allen Regimentern in Schwung, und dies aus folgender Ursache:

In jedem Truppenkörper hat man noch Pferde vom alten Schlage, Thiere, die Alles ausgehalten haben; mit einer glücklichen Körperbeschaffenheit ausgerüstet, bilden sie den Stamm des Regimentes. — Haben sie ein

Mais pour cela, il faut les faire peu à peu au mal et les endurcir à la fatigue par des courses et des exercices violents, ce qui les conserve plus sains et les fait durer bien davantage, — et, quand ils y sont faits, vous pouvez compter avoir de la cavalerie, et vous n'en aviez point auparavant. De plus cela rompt et style vos cavaliers, leur donne un air de guerre qui sied si bien.

Mais il faut les faire galoper, les faire courir à toutes jambes par escadrons et les mettre peu à peu en haleine, et non pas manoeuvrer tous les trois ans une fois avec une lenteur extrême, de peur que les pauvres bêtes ne suent *)

Man sieht, wie vieles von dem, worüber der Marschall von Sachsen klagt, auch heutzutage noch nicht anders geworden ist,

mal ein gewisses Alter erreicht, so behalten sie auch das [illegible] Temperament, bei welchem die Verrichtung des Verdauens stets ungestört und leicht von Statten geht. Der [illegible], hat sich in die [illegible] Zellen gelagert, und wenn sich dieser einmal [illegible] hat, so bedarf es einer wesentlichen Störung, damit er wieder aufgezehrt werde. — Man, diese Pferde dienen als Maßstab zur Beurtheilung der anderen, und wenn dann ein Pferd nur „im Stande" ist, findet man es schon mager und sucht es zu mästen.

„Ich hatte ein Kavallerie-Regiment, mit welchem ich in 18 Monaten mehr als [illegible], theils auf Märschen, theils in Uebungen, [illegible] und ich bemerkte, daß dieses Regiment nach Verlauf jener Zeit im besseren Stande und dienstfähiger war als jedes andere, welches dicke Pferde gehabt hatte.

*) Aber zu diesem Ende muß man sie nach und nach an Beschwerden gewöhnen und gegen Strapazen abhärten, und zwar durch Rennen und heftige Bewegung, was sie weit gesunder erhält und länger dauern macht, und hat man die Pferde daran gewöhnt, so kann man darauf rechnen, wirklich eine Kavallerie zu haben, während man vorher in der That keine hatte. Und [illegible] nicht dem Reiter [illegible] gewandt, [illegible] und gibt ihnen jenes kriegerische Aussehen, das sie so gut kleidet. — Aber dazu muß man die Pferde galoppiren, sie schwadronenweise auslaufen lassen und nach und nach in Athem setzen, aber nicht alle drei Jahre einmal mit unendlicher Langsamkeit manövriren, aus Angst, daß die armen Thiere nicht etwa schwitzen.

und wie namentlich die Vorliebe für die dicken Pferde noch immer en vogue ist, sei es aus übelverstandener Schonung oder weil das Paradiren in Friedenszeiten nur zu leicht den Schwerpunkt der Bestimmung für den Krieg verrückt, und weil endlich das gemästete Aussehen der Pferde eine leichte Kontrole der guten Wartung an die Hand gibt und zumal bei der Dislocationsart der Kavallerie den Dienst wesentlich erleichtert.

Wir können aber nicht umhin zu finden, daß dies Stationäre in den Praktiken des Kavallerie-Dienstes nur dazu dienen kann, jeden Fortschritt dieser Waffe zu hemmen, ja noch mehr, sie nie wieder zu jenen Leistungen kommen zu lassen, welche früher namentlich von nationaler Kavallerie ausgeführt wurden.

Denn während die beiden anderen Waffengattungen von allen Fortschritten der Technik, von allen neuen Erfindungen Vortheil ziehen ist die Kavallerie, wo die Leistungen mehr persönliche sind, fast nur auf jene Fortschritte angewiesen, welche in der Verbesserung und besseren Ausbildung des Materials und in der erhöhten Intelligenz und dem moralischen Elemente ihrer Führer wurzeln, sie wird gewiß keine ausschlaggebenden Resultate damit erzielen, wenn sie statt mit glattem Karabiner mit gezogenen Buchsen bewaffnete Schützen hat, wohl aber wird ihre ganze Bedeutung, ihr Gewicht und ihr Ruhm am Tage der Schlacht davon abhängen, ob sie gute, ausdauernde und schnelle Pferde hat, und ob sie mit Verstandniß, Geistesgegenwart und Entschlossenheit geführt ist oder nicht. Um so mehr Grund, über dem Beiwerk der Formen diese beiden wesentlichen Faktoren ihrer Wirksamkeit nicht außer Acht zu lassen.

Ueber den erstern dieser Faktoren, das Material, welches in Bezug auf die Pferde — also in der Hauptsache — von der Remontirung abhängt, wollen wir im nächsten Abschnitte unsere Ansichten niederlegen.

XIV.

Das englische Pferd. Ueber dessen Abstammung, Züchtung und Leistungen. Erbfehler. Anglomanie.

Wir schreiben keine Pferdekunde, sondern blos kritisch-didaktische Blätter darüber — man kann uns also nie den Vorwurf der Unvollständigkeit machen, wenn wir auch vieles, das wichtig und interessant ist, vergaßen oder übergehen wollten. Aber wir möchten uns selbst nicht gern diesen Vorwurf machen, und wollen uns also lieber die Mühe nehmen, was noch wissenswerth sein mag, zu besprechen; und da kommen wir nothwendig auf das englische Pferd.

Dies — obwohl kein ursprüngliches, sondern verpflanztes Blut — hat doch schon lang jene Stetigkeit und Nachhaltigkeit in Vererbung seiner Eigenschaften, durch die es der Repräsentant einer neuen markirten und zwar in ihren Formen von dem Typus des Urblutes abweichenden edlen Race geworden ist; es spielt gegenwärtig unbestritten die große Rolle in der Pferdezucht Europa's. Wir wollen vorerst ein wenig in seiner Geschichte blättern.[1]) — Die Bemerkungen und Gedanken, die sich uns

[1] Wir entnehmen die Daten zum Theile dem schon erwähnten englischen Buche über das Pferd.

dabei aufdrängen werden, wollen wir zum Schlusse ohne Rückhalt, ohne einer Autorität nachzubeten, aussprechen und sie auch dann nicht zurückhalten, wenn wir fürchten zu müssen glauben, daß wir arg gegen Ansichten verstoßen, die gang und gäbe und eben in der Mode sind; wir halten eben Pferdeformen nicht für einen Artikel, welcher der Mode unterliegen kann, wie der Schnitt eines Fracks. Aber heutzutage hat alles seine Mode; — was würden die klassischen Griechen sagen, wenn sie erführen, bei uns Herren der Schöpfung seien auch dürre Schenkel und dünne Waden in die Mode gekommen faute de mieux! Doch gehen wir zur Sache.

Das alte England war schon zur Zeit, als es noch Britannien hieß und von Julius Cäsar der römischen Herrschaft wenigstens nominell unterworfen wurde, reich an Pferden, die wahrscheinlich jenem allgemeinen europäischen Pferdeschlage angehörten, dessen Eigenschaften derbe, plumpe Kraft und Ausdauer in langsamen Leistungen waren, den wir also im Gegensatze zu der „orientalischen Race“ den „abendländischen Schlag“ nennen könnten. Es wäre für die heutigen Zustände der Pferdezucht nur wenig interessant, wenn wir weiter in's geschichtliche Halbdunkel der Zeiten „König Arthur's und seiner Ritter von der Tafelrunde“ dringen wollten, um dort nach Mythen zu spähen, die uns vielleicht von berühmten Pferden und deren Geschlechtern etwas erzählen; wir können sogar leichtsinnig über die alten Gesetze aus den Zeiten Alfred des Großen und seines Sohnes Athelstan über Pferdezucht und Pferdehandel ohne Nachtheil für die Sache hinweggehen.

Die erste sicher nachweisbare Spur einer mehr als vorübergehenden Veredlung des Blutes des eingebornen Pferdes und der Hebung seiner Zucht finden wir in der Zeit des normännischen Eroberers Wilhelm. Er und seine Edlen brachten spanische

Pferde mit, die sich theils rein, theils in Kreuzungen weiter fortpflanzten. Ritterliche Uebungen und die eingeführten Verbesserungen der Landwirthschaft wirkten nach zwei Seiten hin als Hebel zur Emporbringung der Zucht.

Im Jahre 1121 kam — so viel man weiß — das erste arabische Pferd nach England. Es war ein Geschenk Alexander I., Königs von Schottland an die Kirche des heiligen Andreas. Doch das war noch nicht die Zeit für das reine arabische Blut. Die schweren Rüstungen des Pferdes und Ritters schlossen noch so ziemlich alle Pferde von leichtem Bau und zierlicher Gestalt aus, und man kannte die arabischen Pferde zu wenig, um wissen zu können, daß in ihren dünnen Knochen und strammen Sehnen mehr Fonds und Leistungsfähigkeit liege, als in dem plumpen Gliederbau und der faserigen, lockeren Muskulatur des abendländischen Pferdes.

Erst in Spanien und Neapel hatte man angefangen, die eingebornen Pferde mit Berberblut aufzufrischen, und von dort her bezog die Ritterschaft, welche im Kampfe und bei Aufzügen glänzte, ihre stattlichen stolzen Rosse.

Unter John Lackland, den — nebenbei gesagt — England mit Unrecht hassenswerth findet da es seiner Schwäche und seinem Mangel an Tugenden die Grundlage aller seiner Freiheiten verdankt, geschah einiges, namentlich zur Gründung einer guten Zucht von Zugpferden, durch die Einfuhr hundert ausgesuchter flandrischer Hengste; selbst eingenommen für die Pferdezucht, trug dieser Fürst mit seiner Vorliebe mittelbar und unmittelbar gar viel zur allgemeinen Hebung derselben im ganzen Lande bei. Unter Edward II. und III. wurden wieder edlere Pferde und zwar von italienischer und spanischer Zucht eingeführt, ein Edikt, welches die Ausfuhr von Zuchtpferden verbot, ward erlassen, und unter Heinrich VIII. die Unregelmäßigkeiten und Nachläs-

ngkeiten bei der Fortpflanzung der Pferde abgestellt, indem die Obrigkeit aufgefordert ward, unansehnliche und ungeeignete Hengste von der Fortpflanzung durch Kastration oder Tödtung auszuschließen, und überhaupt alle geringen, dienstuntauglichen Pferde auszurotten. Der Pferdestand wurde hierdurch zwar beträchtlich herabgesetzt und insofern mag man diese Maßregel anfechten, doch die überbleibenden werden als kräftige, energische und ausdauernde Thiere beschrieben und offenbar stand das englische Pferd, veredelt durch orientalisches Blut aus spanischen und italienischen Hengsten, schon damals den Pferden der übrigen europäischen Völker an Werth und Ansehen nicht mehr nach.

Von nun an wird auch die Einführung orientalischer Pferde häufiger; die schweren Rüstungen und mit ihnen das Bedürfniß schwerer Pferde waren verschwunden; man fing an, Leichtigkeit und Schnelligkeit zu schätzen; die Pferderennen und besonders das kühne Steeple chase kamen in Schwung, und waren mit Eifer und Interesse, aber Gottlob! noch nicht als Zweck des Züchtens und Mittel des Gewinnes betrieben; und so finden wir unter König Jakob I. schon die Anfänge zu der rationellen Züchtung des englischen Pferdes aus orientalischem Blut, die bald so große Resultate erzeugen sollte.

Karl I., Cromwell und Karl II. hielten entschieden auf Rennen und Zucht. Unter Karls Regierung wurden die Rennen in Hydepark und Newmarket eingeführt, für welche Karl II., der den Königsthron und die Pferderennen restaurirte, königliche Preise aussetzte. Zu dieser Zeit war es, daß Helmley's berühmter Turke von George Villiers, Herzog von Buckingham, eingeführt, daß der famose türkische Hengst white turk von Cromwell angekauft und endlich Fairfax's Muskkaner zur Zucht aufgestellt wurde. Eine neue Sendung orientalischer Pferde kam durch Karl's II. Stallmeister nach England.

Und so wurde allmälig das orientalische Blut in die Adern des englischen Pferdes getropft, und neben steter allgemeiner Veredlung jene Reinzucht gegründet, welche der Quell von allem Vollblut ist. Die entscheidendsten und glänzendsten Resultate erlangte man in den Nachkommen von Godolphin's Arabe und Darley's Arabe, welche beide zu Zeiten der Königin Anna nach England kamen; der erste war wahrscheinlich ein Berberroß und ging, bevor ein Kennerauge seinen Werth entdeckt, in einem Wasserkarren in Paris; der zweite war ein Araber, zu Aleppo angekauft und ein Sohn der Wüste von Palmyra.

Diese wenigen berühmten Pferde sind die Stammväter des englischen Vollbluts, dessen Stammregister alle auf orientalische Abkunft zurückführen; aus orientalischem Blut haben also die schönen Linien und die hohen Leistungen des englischen Vollbluts gekeimt; aber die Frucht, welche sich aus diesem Keim entwickelte, ist das Resultat einer Züchtung, die mit Verständniß der Zwecke und Konsequenz in deren Verfolgung und besonders mit umsichtiger Auswahl der Individuen zur Nachzucht geleitet war. Diese Anerkennung wird jedem unparteiischen Hippologen abgezwungen, so lange er nur die ersteren Glieder aus dem Stamme des Vollblutes beurtheilt — ob heute noch Alles so ist wie ehemals, darüber wollen wir später einige auf Daten gegründete Betrachtungen anstellen, zuvor aber noch ein paar Worte über Zuchtungsart und Leistungen!

In England züchtet man je nach dem Gebrauchszweck verschiedene Gattungen — möchten wir sagen — von Pferden; und fast eine jede dieser Gattungen ist durch ihre hervorstehenden vorzüglichen Eigenschaften berühmt und geschätzt.

Da ist das Jagdpferd, das gewöhnliche Reit- und Kavalleriepferd, das Kutschenpferd, ein Abkömmling des famosen Cle-

veland Braunen von Yorkshire, endlich das Bauernpferd und das schwere englische Coalwaggon-Pferd.

Wir brauchen über die Züchtung all' dieser verschiedenen Pferde, besonders über die ersteren edleren Gattungen nichts weiter zu sagen, als daß sie Mischlinge des Vollblutes mit den einheimischen mehr oder minder veredelten Pferden sind, durch Zusatz von mehr oder weniger Blut bei richtiger Auswahl der Mutterstuten, durch sorgsames Aufziehen des Nachwuchses und durch verständige Beobachtung der Resultate ist der Engländer nach und nach dazu gekommen, fast in jeder der angeführten Gattungen bis jetzt den relativ vollkommensten Ausdruck aller der Eigenschaften zu verkörpern, die man gewöhnlich an den genannten Pferden schätzt. Er erzeugt das kräftige Jagdpferd mit seinem kurzen, gedrungenen Leib, elastischen, nicht zu engen Hufen, der kurzen Fessel, der langen Hintenpartie, dem breiten Sprunggelenk, dem langen und breiten Vorarm, dem weiten und tiefen Brustkasten, hohen Widerrist, dem leichten Hals und Kopf. — Eigenschaften, die es befähigen sich zu dauernden Leistungen von mittlerer Schnelligkeit auf jedem Terrain mit Leichtigkeit herzugeben, das gut aufgesetzte Reitpferd mit seiner etwas erhobeneren Action, dem geraden, eher kaum merklich eingebogenen Rücken, der guten Rippenabrundung, der schief geschnittenen Schulter und der kräftigen Brust, die eleganten Kutschpferde mit ihrem langen Leib, dem hohen Widerrist, der schrägen Schulter und den flachen kräftigen Schenkeln.

Alle diese Pferde haben, wie gesagt, mehr oder weniger Vollblut in sich, das Rennerblut ist also der allgemeine Reservoir der Veredlung, aus welchem der Engländer schöpft, ist der Stamm, dessen Reiser auf alle Sorten, die er edel machen will, gepfropft wird. Was also die englischen Pferde im Allgemeinen und in allen genannten Gattungen vorstellen und leisten, läßt

sich auf das zurückführen, was in der Zucht des Rennpferdes geleistet wird, und die Formen und Eigenschaften, welche man diesem letzteren anzüchtet, werden sich bestimmt und leicht erkennbar in allen Verzweigungen des englischen Pferdestammes wieder ausprägen. Wir haben es also nur mit der Reinzucht zu thun, wenn wir gegründete Muthmaßungen darüber anstellen wollen, was die englische Pferdezucht im Allgemeinen und mit ihr fast alle Zuchten des Kontinents, die zum großen Theile von jener abhängen, in der Zukunft für wahrscheinliche Resultate geben werden.

Die geschätzteste und zahlreichste Nachkommenschaft von Gewinnern zeugten Godolphin's und Darley's Araber. Von Darley's Araber stammen die Flying und Bleeding Childers, die Snap Sampson und der berühmte Eclipse. Von den Leistungen dieses berühmten Rennpferdes wollen wir einige hier anführen.

Eclipse war ein Sohn des Marsk, eines Nachkommen von Bleeding Childers in der zweiten Generation. Sein Körperbau markirte sich durch überwiegende Kraft des Hintertheils, besonders lange Hankenpartie, muskulöse Schenkel und breite Sprunggelenke; er war merklich überbaut, doch wurde dies durch die außerordentliche Entwickelung seiner Schulterpartien, und die schiefe Lage der Schultern selbst, so wie durch die muskulöse Breite der Oberarme ausgeglichen. Eclipse war ein Rohrer und scheint deshalb ursprünglich nicht für die Rennbahn bestimmt gewesen zu sein, er wurde erst mit fünf Jahren trainirt, blieb aber von seinem Erscheinen an bis zu seinem Abtritte von der Bahn überall, wo er sich zeigte, unbestrittener Sieger. Seine Laufbahn dauerte nur 17 Monate, während welcher kurzen Zeit er die glänzendsten Erfolge errang. So distanzirte er bei einem Rennen im Jahre 1769 alle seine Mitbewerber, distanzirte im folgenden Jahre ein renommirtes Pferd, den Pensioner und

gewann im selben Jahre die große Subscription von York. Kein Pferd wagte mehr neben ihm aufzutreten und so beschloß er seine Laufbahn als Renner, indem er am 18 Oktober 1770 um die Königsplatte über die Bahn von Newmarket ging. Er hatte nie Reugeld gezahlt und seinem Besitzer bei 25,000 Pfd eingetragen. Später wurde er zum Decken verwendet und erzeugte die unglaubliche Anzahl von 330 Gewinnern. Er wurde 25 Jahre alt, deckte fast während dieser ganzen Zeit um 50 Guineen die Stute, und muß so für seinen Besitzer die Quelle von ungeheuren Einkünften geworden sein. In den letzten Jahren hatte er angefangen an Zwanghuf zu leiden, und das Ueberhandnehmen dieses Uebels beeinträchtigte in etwas den Werth seiner letzten Nachkommen.

Eclipse und Flying Childers waren die schnellsten und ausdauerndsten Renner, die England je erzeugt hat. Flying Childers machte die Tour um die runde Bahn von Newmarket, welche $3\frac{6}{8}$ englische Meilen lang ist, in 6 Minuten 40 Sekunden und durchlief die über $4\frac{1}{8}$ Meilen lange Beaconbahn daselbst in der unglaublich kurzen Zeit von 7 Minuten und 30 Sekunden.

Bei einer Vergleichung der Leistungen der jetzigen englischen Rennpferde mit denen der berühmten Renner des vorigen Jahrhunderts gelangt man zu der Ueberzeugung, daß die Resultate der englischen Pferdezucht im Zurückgehen begriffen sind.

Mode und Spielwuth haben die gebräuchlich gewesenen Bahnlängen um ein Beträchtliches abgekürzt, Kampf und Sieg drängen sich in die kurze Zeit von 2, höchstens 3 Minuten zusammen, wodurch viel von den Chancen des Erfolges in die Hand der Jokey's gelegt ist, und auf keinen Fall jene wichtige Eigenschaft des Zuchtpferdes mit ins Spiel tritt, welche sich sonst geltend machen konnte — die Ausdauer. Um die höchsten Resultate der Schnelligkeit zu erreichen, hat man seine Ansprüche

an die Ausdauer so ziemlich aufgegeben, man züchtet nun ein gegen das frühere längeres, mehr hochbeiniges Pferd, und doch hat man kein Produkt aufzuweisen, das selbst auf die kleinen jetzt gebräuchlichen Distanzen die Schnelligkeit der berühmten Sieger von ehedem, Flying Childers und Eclipse, erreichte.

Man scheint den eigentlichen Zweck der Rennen, die Züchtung eines schönen und kräftigen Vollbluts zur allgemeinen Hebung der Pferdezucht, ganz aus den Augen verloren zu haben, und statt daß die Rennen der Zucht dienen sollten, kennt die Zucht kaum andere Zwecke als die Chancen der Wette und des Spiels. Während die alten Renner oft durch viele Jahre ungeschädigt als Sieger über die Bahnen gingen, wie z. B. der berühmte Erotik, welcher in den eilf Jahren seiner glänzenden Laufbahn 18mal siegte darunter im 7. Jahre seines Auftretens in einem Rennen zu Peterborough, bestehend aus vier Heats, jedes zu vier Meilen: sieht man die heutigen Gewinner, kaum daß sie ihre Laufbahn angetreten, oft schon hinter dem ersten Zielpfosten, über den man sie zum Sieg herangepeitscht mit zerrissenen Sehnen zusammenstürzen und die Rennbahn für immer verlassen.

Indem wir von den Leistungen des englischen Pferdes sprechen, dürfen wir nicht unterlassen zu erwähnen, daß dieser Abkömmling vom orientalischen Stamme das Originalblut in der Leistungsfähigkeit überholt hat, und wie verbreitet auch die Ansicht sein mag, daß der Araber das englische Vollblut in Dauerleistungen übertreffe, so haben doch mehrfache Versuche, namentlich mit den besten arabischen Pferden des Fürsten Pückler Muskau, das Gegentheil bewiesen. Trotzdem bleibt, wenn man die Leistungsfähigkeit des arabischen und englischen Pferdes gegen einander abwägen will, noch einiges zu bedenken und zu würdigen. Das englische Pferd ist durchaus das künstliche Produkt menschlicher Einsicht und Sorgfalt; seine Kraft entwickelt sich

nicht an den Strapazen eines abhärtenden Lebens — sie wird durch die geregeltste Uebung bei der sorgsamsten Pflege für die Tage der Leistung angesammelt und potenzirt. Deshalb wird das englische Pferd den Araber auch immer in allen bestimmten, meßbaren Leistungen eines Tages schlagen — es ist ein privilegirter Gewinner. — Wie aber, wenn sich die Leistungen über die Dauer und die Strapazen eines ganzen mühevollen Feldzuges voll Anstrengung und Entbehrung erstrecken, wo dem englischen Pferde seine Treibhauspflege abgeht? Ein Blick auf das Leben und die Kämpfe der Beduinen einerseits und auf das Verkommen der englischen Pferde im Krimfeldzuge andererseits gibt die schlagendste Antwort auf diese Frage und ist zugleich ein verläßlicher Maßstab, um den relativen Werth beider Racen für die Zwecke einer Zucht von kriegstüchtigen Pferden zu beurtheilen.

Ob der praktische Engländer nicht finden wird, es sei Zeit zur Umkehr und vielleicht sogar nothwendig, die Zuzucht durch orientalisches Blut aufzufrischen? Jedenfalls würde er es thun, sobald die Pferdezucht des Kontinents Produkte liefern könnte, welche wenigstens in Dauerleistungen die Konkurrenz mit den englischen Pferden aufnahmen und siegreich bestünden. Hierzu scheint jedoch vor der Hand noch wenig Aussicht!

Die englische Zuchtung hat so ziemlich Alles geleistet, was der Verstand im Beherrschen und Leiten natürlicher Prozesse zu bestimmten Zwecken leisten kann; sie hat — konnte man beinahe sagen — die Zeugungskraft der Natur in willkürlich geformte Model gegossen, und es steht fast zu befürchten, sie thut darin schon zu viel. Die tyrannisirte Natur könnte sich am Ende doch rächen, und die künstlich erzeugten und herangebildeten Formen in der Fluth von Erbfehlern ersticken, welche der Naturzustand nicht kennt, und die erst dort entstehen und gedeihen, „wo der Mensch hinkömmt mit seiner Qual."

Man möge es uns übrigens nicht für Anmaßung auslegen, daß wir als „Reitersmann“ so wichtige Fragen der Zuchtung in losen Blättern behandeln; wir wollen ja nur Eines oder das Andere berühren, auf dies oder jenes hindeuten, und es fällt uns nicht bei, absprechende Meinungen in einer Sache abgeben zu wollen, über die man kaum ein maßgebendes Urtheil haben kann, wenn man sie nicht zum Studium und zur Erfahrung eines Lebens gemacht hat.

Zum Schlusse können wir uns nicht enthalten, ein wenig Protest gegen jene Modereiterei einzulegen, welche eine übel verstehende Nachahmungssucht seit ziemlich langer Zeit aus England zu uns zu verpflanzen sich bemüht. Praktischer Sinn und Kaltblütigkeit machen aus dem Engländer einen unübertroffenen Jokey und Jagdreiter. Da er — was Hippologie anbelangt — sein ganzes Interesse in den Rennen und sein ganzes Vergnügen in den Jagden findet, nebenbei aber die englische Nüchternheit ebenso wie die eigenthümlichen englischen Armeeverhältnisse der Kultivirung der Reitkunst nicht förderlich sind, so wurde diese letztere in England leider fast gänzlich in die alten Rustkammern geworfen, zu Dingen und Interessen, die man heutzutage nicht mehr pflegt, weil man sie nicht für praktisch hält. Die Rennen und das Jagdreiten, für welche beiden Zwecke Pferde genügen, die Leistungsfähigkeit und Energie haben und willig vorwärts gehen, aber weder Biegung noch Haltung brauchen, haben alle übrigen Zweige der Reitkunst erdrückt und verdorren gemacht; sie sind verkommen, weil die Sonne des öffentlichen Interesses sie nicht bescheint — wir glauben zur großen Unbequemlichkeit und selbst zum Nachtheile Aller, die vor der Truppe reiten und die zum Vergnügen reiten, um zu reiten, und wenn man die Engländer in St. James oder Hydepark sich zu Pferde Bewegung machen sieht, so werden sie gewiß unwillkürlich eben so

sehr unser Bedauern erregen darüber, daß sie die Sicherheit und Annehmlichkeit des Reitens nicht kennen, welche ein Pferd von gehöriger Biegung und Haltung gibt, als sie andererseits unsere Anerkennung und Bewunderung herausfordern, wenn sie eines Tages zu Newmarket oder auf der Fährte eines Fuchses dahin jagen.

Was soll man aber dort sagen, wo Rennen und Jagdreiten fast nur wie exotische Treibhauspflanzen ein kümmerliches Dasein fristen, und dennoch die gute alte cavaliere Reiterei verdrängt ist, nicht durch lebhafte allgemeine Interessen und wirklich bestehende Verhältnisse, sondern durch die leidige Mode des Tages und lächerliche Nachahmungssucht? Es bliebe kaum etwas Anderes übrig, als über solche Anglomanie mitleidig die Achseln zu zucken, wenn die Sache nicht wichtig genug wäre, um ernster angesehen zu werden.

Welche Verkehrtheit! Das Geheimniß der englischen Pferdezucht liegt wahrlich weder in kurzen Bügeln noch im „come up“ des Stallknechtes; und jeder Pferdeliebhaber begeht ein unverzeihliches Unrecht an sich selbst, wenn er sich der Vortheile guter Abrichtung und sichern anmuthigen Reitens begibt, nur um Anglomane zu sein. Während man auf der einen Seite in der Abrichtung des gemeinen Kavalleriepferdes vielleicht zu viel thut, ist es um so mehr zu beklagen, daß das fruchtbare, dankbare Feld der Reitkunst gerade von Jenen großentheils brach liegen gelassen wird, die berufen wären, es zu bebauen. Warum zieht denn Niemand das Fahren auf holprigen Straßen in einer stoßenden Britschka der Bewegung in einem guten, nachgiebigen Federwagen auf ebener Bahn vor? „Am Ende deshalb, weil es nicht so modern ist!“

XV.

Zähmen und Thätigmachen der wilden und verdorbenen Pferde.

Der erste Grundsatz ist: Vorschreiten vom Bekannten zum Neuen bei der Remonte; Ruhe und Konsequenz bei beiden. Es ist hier vielleicht nicht überflüssig zu bemerken, daß man bei der Redressur verdorbener Pferde am besten daran thut, sie wie Remonten zu behandeln, die Lektionen der Abrichtung von A an durchzugehen und sie viel zu beschäftigen; man wird so am ehesten dazu gelangen, daß sie auf ihre Stützigkeiten und Unarten vergessen, die ohnedies meistens nur die Folgen übereilter und unverständiger Abrichtung sind. Wir geben also nachfolgend eine Reihe von Lektionen, nach welchen man ebenso Remonten abrichten, wie stutzige Pferde wieder gehorsam machen kann; und da man wie gesagt, am besten thut, von der früheren Abrichtung eines stutzigen Pferdes keine Notiz zu nehmen und es von Grund aus zu arbeiten, so wird man bei der Detaillirung der Methode keine besondere Rücksicht darauf genommen finden, ob es sich bloß um Abrichtung oder um Redressur handelt. Von dem Takte des Abrichters kann allein bestimmt werden, wie lange man ein Pferd in einer Lektion üben, wann man weiter gehen könne u. s. w. Als allgemeinen Grundsatz wollen wir nur noch aussprechen, daß man immer dann aufhören solle, wenn das Pferd am

besten geht; und daß man konsequent sein, nie aber das Pferd durch Eigensinn ungeduldig machen solle. Das Pferd hat ein vorzügliches Gedächtniß, deshalb muß man sich auch vor jeder Pedanterie hüten; denn nur zu bald möchte es sich die Stelle merken, an der es in einigen Lektionen hintereinander angehalten wird, an der man absitzt 2c. und man würde durch Pedanterie nur Anlaß zu neuen Stutzigkeiten geben.

Wir übergehen zu den Details.

a. Ueber das Ausfangen mit dem Arkan.

Das Ausfangen mit dem Arkan ist ein ziemlich barbarischer Vorgang, aber am Ende das einzige Mittel, ein Pferd aus einem wilden Gestütte oder aus einem zu Markt getriebenen Rudel zum Zwecke der genaueren Untersuchung und Beurtheilung zu bekommen. Und wenn die Remonten angekauft und beim Regiment eingerückt sind, so bleibt wieder nichts anderes übrig, als sie aus dem großen gemeinschaftlichen Okol einzeln in den kleinen Ausfangs-Okol zu treiben, wo sich vier oder fünf geschickte, starke und entschlossene Leute mit dem Arkan an's Ausfangen machen.

Der Arkan ist ein von Roßhaaren oder Hanf gedrehter Strick, 25 bis 30 Schuh lang und ungefähr 1½ Zoll stark. An dem einen Ende desselben ist ein eiserner Ring, durch welchen eine 5 Schuh lange Schlinge läuft; damit diese Schlinge nicht ganz zugezogen werden und das Pferd drosseln könne, so ist vor derselben ein Quereisen angebracht, woran der Ring Halt findet. Soll eine Remonte ausgefangen werden, so wird dieselbe aus dem Rudel in den Ausfang-Okol getrieben, was man „Abschlagen" nennt. Der Fänger nimmt die Schlinge des Arkans auf eine 5 bis 5½ Schuh lange Stange, mit deren Hilfe er der Remonte die Schlinge über Kopf und Hals wirft. Nun läßt

er die Stange fallen, an das Fangseil hängen sich aber noch 4 bis 5 Mann, welche die Remonte bemeistern und anhalftern.

Die ungarischen Csikosen haben im Ausfangen eine solche Geschicklichkeit, daß oft Einer allein ein Pferd auf der Pußta mit dem Arkan fängt. Er legt das Fangseil in Rollen zusammen und läßt es sich von einem Manne nachtragen. Am andern Ende des Arkans macht er eine große Schlinge, die er im rechten Momente der Remonte, und zwar ohne sich dabei einer Stange zu bedienen, aus freier Hand über den Kopf wirft. Selten wird er das Fangen verfehlen — und was am meisten zu bewundern ist, er hält allein die gefangene Remonte auf, indem er sich mit dem Ende des Fangseils auf dem Boden setzt.

Eine andere Art Remonten auszufangen, die in Ungarn gebräuchlich ist, geschieht zu Pferde. Der Fänger bindet das Ende des Arkans, welcher bedeutend kürzer ist, um den Hals des Pferdes, welches er reitet. Am zweiten Ende macht er eine Schlinge, nimmt diese in die rechte Hand und wickelt den Arkan in Rollen um seinen linken Arm. Nun reitet er unter die Remonten, wirft den Arkan, und so wie er ein Pferd gefangen hat, stemmt sich das alte, auf dem er reitet, gegen den Boden und hält so die Remonte auf.

b. Einstallen, Putzen und Beschlagen am Kappzaum.

Wenn man ein junges Pferd in den Stall bringen will, thut man am besten, ein altes, vertrautes vorausgehen zu lassen, welchem die Remonte bald willig nachgehen wird. Vor allen Zwangsmaßregeln muß man sich dabei hüten, und sich in Acht nehmen, daß das Pferd nicht den Begriff von Mißhandlung mit Allem, was neu und unbekannt ist, in Verbindung bringe. Kann man dem jungen Wildfang ein altes vertrautes Pferd im

Anfange gleichsam als Hofmeister zuweisen, so wird man es schneller und leichter vertraut machen.

Die Stallungen, in welche man junge Wildfange einstellt, sollten nie festgemachte Streichbaume haben, weil die Remonten nur zu gerne gegen dieselben schlagen. Man stelle jedes junge Pferd vielmehr ohne irgend eine Absonderung neben ein altes — das wird dem Thiere Vertrauen geben und dem Warter die Hantierung noch am meisten erleichtern. Der Warter soll Anfangs mit dem jungen Pferde viel allein im Stalle sein, seine Aufmerksamkeit auf dasselbe verwenden, sein Temperament und seinen Charakter zu studieren — so wird er es bald zutraulich gemacht haben und die Mißhandlungen aus seiner Erinnerung wischen, welche es bei jener ersten Berührung mit den Menschen durch Ausfangen und Brennen zu erdulden gehabt.

Ist das erste Mißtrauen des Pferdes überwunden, so muß der Abrichter anfangen sich systematisch mit demselben zu beschäftigen. Die erste Gelegenheit hiezu bietet ihm das Putzen und Beschlagen, die zwei unerlaßlichsten Dienste, welche der Mensch seinem Pferde leisten muß. Das Pferd wird hiezu mit einem gewohnlichen Wischzaumgebiß aufgezaumt, ihm der Kappzaum aufgelegt und die Longe eingeschnallt. Der Abrichter laßt es wo moglich in einen gedeckten Raum, eine Scheune oder Reitschule führen, damit das Pferd nicht alarmirt und seine Aufmerksamkeit vom Abrichter nicht abgelenkt werde. Der Abrichter muß es viel mehr verstehen, die ganze Aufmerksamkeit des Pferdes zu fesseln.

Deshalb ist es auch ganz fehlerhaft, wenn der Gehilfe — wie man es gewohnlich sieht — dem Pferde zuspricht, sei es beim Putzen, Beschlagen oder Anschirren und Einspannen, dieser hat nichts anderes zu thun, als jeden Wink des Abrichters mit der großten Ruhe zu befolgen und auszufuhren. D i e s e r a l l e i n muß das Pferd beschaftigen; alle Anderen und nur seine

Marionetten; unbetheiligte Zuschauer sind aber unbedingt zu entfernen; sonst kommt man nie zu einem Erfolge.

Der Abrichter muß dem Pferde, das üblen Willen zeigt — um es von Unarten abzuhalten, durch Drohen mit der Stimme und Rutteln an der Longe imponiren; das mißtrauische und ängstliche durch begütigenden Zuspruch und Streichen mit der Hand über Stirn und Augen beruhigen. Dazu gehört nun, daß er es vorerst richtig zu beurtheilen, dann aber die **Intentionen des Pferdes** aus dessen Mienenspiel zu errathen wisse; er muß also ein aufmerksamer, taktvoller Beobachter sein. Der zweite Punkt, auf den er sein Augenmerk zu richten hat, ist, den Gehilfen so zu stellen, daß er vom Pferde nicht beschädigt werden könne; das ist beim Aufheben der vordern Füße oder beim Putzen des Vordertheils an der Schulter, bei den rückwärtigen Füßen an der Hüfte.

Mit verständiger Anwendung dieser Grundsätze gelangt man dahin, jedes Pferd binnen Kurzem ohne Anwendung von Zwangsmitteln ruhig beim Putzen und Beschlagen zu machen; und durch fortgesetzte richtige Behandlung in diesem Sinne wird man ganz lich verdorbene, bösartig gewordene Pferde dauernd von ihren gefährlichen Unarten heilen. Major Balassa, welcher diese Grundsätze in ein vollständiges System des „Hufbeschlags ohne Zwang" gebracht hat, und viele seiner Schüler haben dies in tausenden von Fällen eklatant bewiesen.

c. Das Longiren ohne Reiter.

Hat man dem Pferde so die ersten Fundamente des Gehorsams beigebracht, so kann man weiter gehen und es an der Longe und zwar ohne Reiter arbeiten; man wird es hiedurch im gewonnenen Gehorsam befestigen, zugleich aber die sicherste und beste Grundlage zum Thätigmachen legen

Der Vorurtheile gegen die Longearbeit haben wir schon in einem frühern Abschnitt erwähnt und uns auch mit der Ansicht einverstanden erklärt, daß die Schwierigkeit ihrer Handhabung der allgemeinen Anwendung derselben im Weg stehe und daß sie bei kräftigen und gutwilligen Pferden überflüssig sei. Aber für junge Pferde, die eine gymnastische Uebung brauchen, und für verdorbene Pferde, deren Zorn man von ihren alten Stutzigkeiten ableiten will, ist sie ein Mittel wie kein zweites.

Einige Hauptgrundzüge der Art, wie beim Longiren vorzugehen, wollen wir im Nachfolgenden hinwerfen.

Dem Pferde, welches man longiren will, legt man vorsichtig den Sattel auf, zieht die Gurten langsam und Anfangs nicht zu fest an, schnallt über den Sattel eine Obergurte und zäumt es endlich mit einem gewöhnlichen Trensengebiße auf. Der Kappzaum wird so aufgeschnallt, daß der Nasenriemen desselben unter dem Trensengebiß laufe, um die freie Wirkung des Letzteren nicht zu hindern. So vorbereitet läßt man das Pferd auf die Bahn führen, wo man die Longe einschnallt, während ein zweiter Abrichter die Führung der Peitsche übernimmt, und ein Gehilfe das Pferd am Backenstücke des Kopfgestells faßt, um es anzuführen. Dies Anführen ist bei den ersten Lektionen unerläßlich, damit das Pferd den Zirkel kennen lerne, auf dem es gehen soll und nicht aus Unwissenheit gleich anfangs in Unarten verfalle, die bald zu Widersetzlichkeiten werden und Alles in Unordnung und Verwirrung auflösen.

Der Longeführer ist der leitende Gedanke der ganzen Arbeit. Er stellt sich in der Mitte der Volte auf, in welcher das Pferd geht, hält die Longe immer mit der Hand, auf welcher gearbeitet wird und indem er mit seinem äußern Fuße um den innern nach rückwärts übertritt, erhält er sich selbst auf dem Kreishalbmesser und seine Schultern immer auf gleicher Höhe mit dem

Pferdekopfe. Er repräsentirt außerdem speziell die Zügelhand des Reiters, also das verhaltende Princip; die Hilfen gibt er mit leichtem Rütteln an der Longe, die Strafen, die aber sehr vorsichtig anzuwenden sind, durch kräftige Rucker, die aber gegen außen zu wirken müssen, indem ein ungeschickter Riß nach innen das Pferd auf den innern Vorderfuß herumdrehen und schulterlahm machen kann.

Der Peitschenführer muß in die Gedanken des Longeführers einzugehen wissen, diese so zu sagen errathen; er muß mit dem Longeführer Eins sein, beide zusammen machen gleichsam den Reiter aus. Der Peitschenführer repräsentirt hiebei die vortreibenden Hilfen; und gleichwie der Reiter auf sein Pferd nur dann richtig einwirkt, wenn Faust und Schenkel in Uebereinstimmung handeln, so wird man ein Pferd nur dann mit Nutzen an der Longe arbeiten, wenn Longe- und Peitschenführer in vollkommener Uebereinstimmung und mit gegenseitigem Verständniß wirken. Der Platz für den Peitschenführer ist hinter der Longe zwischen Longeführer und Pferdekopf, er wirkt zwischen Schulter und Gurte, und gibt seine Hilfen durch Antreten an das Pferd, Erheben der Peitsche, Fallenlassen der Schnur, nach Umständen leises Berühren des Pferdes in der Nähe der Gurte. Strafen sollen kurz, kräftig und à tempo gegeben werden, am besten vor den Ecken der Reitschule, wo der Longeführer das Pferd am leichtesten in der Gewalt behält. Ein geschickter Peitschenführer weiß die Aufmerksamkeit des Pferdes derart zu fesseln, daß er durch seine Bewegungen das Tempo wie bei einer empfindlichen Pendeluhr durch Kürzer- und Längermachen des Pendels zu reguliren im Stande ist. Ruhe ist ihm sehr anzuempfehlen.

Es bleibt noch ein wesentlicher Punkt des Longirens zu besprechen — das Ausbinden. Natürlich darf man ein Pferd nicht gleich in den ersten Lektionen so ausbinden, daß es einen merk-

lichen Druck des Zügels fühle, man muß sich begnügen, daß es ruhig und ohne umzukehren auf der Volte gehen lerne, die Hilfen willig annehme und Vertrauen gewinne. Ist dies erreicht, dann muß man anfangen, die Zügel etwas kürzer zu schnallen, damit es lerne an das Gebiß herangehen, sich abkauen und Ganasche und Hanken biegen. Ein richtiges Ausbinden ist deshalb sehr wichtig. Häufig läßt man die Pferde mit verkürztem äußern Zügel an der Leine laufen, angeblich darum, damit sie auf dem Kreise bleiben und nicht hereindrängen. Auf dem Kreise erhält man das Pferd durch richtige Hilfen, namentlich durch das Antreten des Peitschenführers an die Longe; ausbinden muß man das Pferd aber mit verkürztem innern Zügel damit es sich richtig in die Volte biege, und sich nicht gleich Anfangs eine unrichtige Stellung angewöhne.

Geht das Pferd angebunden an der Longe, so muß der Peitschenführer seine Aufmerksamkeit verdoppeln, damit das Pferd sich nicht zu sehr verhalte, und besonders an der freien Seite der Volte nicht umkehre.

Das sind die kritischen Momente, wo der Peitschenführer zur Hand sein muß und den Kopf nicht verlieren darf; sonst kann es geschehen, daß das Pferd in die Höhe geht, und eh' man sich's versieht, sich überschlägt.

Wie lange man die einzelnen Lektionen andauern lassen, wie oft man dieselben wiederholen soll, läßt sich nicht allgemein bestimmen, dies hängt von der Individualität des Pferdes ab, welche der Abrichter zu beurtheilen verstehen muß. Im Anfange wird man gut thun, dem Pferde zwei kurze Lektionen täglich zu geben — ein junges Pferd muß geschont, ein verdorbenes kräftiges, ohne ihm zu viel Zwang mit scharfem Ausbinden anzuthun — besonders im Anfang — tüchtig in Bewegung und Thätigkeit gesetzt werden.

Vor und nach dem Longelaufen, so wie zwischen den einzelnen Reprisen während der Arbeit soll man das Pferd in leichten Biegungen des Halses und der Ganasche mit dem Trensenzügel üben.

Das Vorstehende sind eben nur die Hauptumrisse des ganzen Verfahrens; ist der Abrichter in den Geist der Sache eingedrungen, so wird er ohne Mühe und Ermüdung zu überraschenden Resultaten gelangen; ein verkehrter Vorgang führt zu jenem tollen Herumhetzen, das leider nur zu häufig für Longiren genommen wird und wobei man nichts erreicht, als daß der Abrichter seinen Athem und das Pferd seine Füße einbüßt.

Ein Pferd, das an der Longe durchgearbeitet ist, wird sich dann gewöhnlich ohne weitere Anstände willig zum Reiten hergeben, und die Abrichtung und Redressur ist damit über die größten Schwierigkeiten hinaus und im besten Gange. Manchmal wird es noch nöthig sein, daß man ein Pferd, welches eine besondere Spannung gegen den Sattel zeigt, vor dem Reiter erst an der Longe abtraben lasse. Doch nie sollte man ein Pferd, das abgerichtet oder redressirt wird, unter dem Reiter longiren, denn erstlich wird die Aufgabe zu verwickelt, wenn drei Personen, Reiter, Longe und Peitschenführer immer von einer und derselben Idee ausgehen sollen, und dann ist es leicht möglich, daß der Reiter bei Widersetzlichkeiten des Pferdes sich lebensgefährlich in die Longe verwickle.

Wir geben im folgenden Abschnitte noch einige Bemerkungen über Anreiten und Aufzäumen, natürlich nur, um ein paar Hauptgrundsätze zu erwähnen von einer Lehre, die in ihrer Vollständigkeit den größten Theil des weiten Gebietes der Reitkunst umfaßt.

Der nächste Abschnitt, welcher die Abrichtung des Pferdes

zum Zug behandelt, schließt sich ebenso unmittelbar ans Longiren an, indem das Einführen im „lebendigen Wagen" eigentlich nichts anders als eine Fortsetzung der Longe-Arbeit für die **Zwecke des Einspannens** ist.

d. Reiten mit dem Wischzaum. Aufzäumen

Wenig glücklichere Einführungen gibt es, als die Einführung des Wischzaumreitens in die Abrichtung. Da lernt das Pferd Vertrauen zu den Leitwerkzeugen gewinnen, sich stet und weich an den Zügel lehnen, es entwickelt seine Kraft und Gänge — es wird thätig. Richtiges Urtheil gehört dazu, um den Moment, wo man eine Remonte aufzäumen darf, gut zu treffen, und wer der Weichheit seiner Hand nicht vollkommen traut, verschiebe den Zeitpunkt lieber, denn die Hälfte der Untugenden unserer Reitpferde kommt auf Rechnung zu frühen Aufzäumens.

Bestimmte Regeln lassen sich also hiefür nicht angeben; es bleibt immer dem Takt des Reiters überlassen, den Moment zu erkennen. Nur so viel als allgemeine Anhaltspunkte. Geht das Pferd alle Tempos rein, alle Gangarten entschlossen und mit ruhiger Anlehnung, so kann man es ohne weiters aufzäumen.

Dieß Alles beurtheilen zu können, gibt es keinen sicheren Anhaltspunkt, als das „Reitergefühl". Wer eine Remonte zum erstenmale besteigt, muß fühlen, daß er beiläufig auf einem Holzklotze sitzt, so steif und unnachgiebig ist die Wirbelsäule, so holzern alle Bewegungen des Thieres. Es ist nun die Aufgabe des Reiters, diese starre, fast horizontale Wirbelsäule durchzubiegen, sie vom Widerriste nach rückwärts — die Rückenwirbel zu senken, vom Widerriste nach vorwärts — die Halswirbel zu heben.

Daraus geht schon die große Rolle hervor, welche der Widerrust beim Reitpferde spielt. Er ist der Anknupfungs- und Anhaltspunkt der Wirbelsäulen, das Auflager der Hebel; deßhalb soll er kraftig und stark ausgeprägt sein, und ein Pferd mit hohem Widerrust eignet sich darum vorzuglich zum Reitdienst, alle Lektionen werden ihm leicht, es wird gutwillig und gelehrig sein, wahrend ein Pferd mit wenig Widerrust durch großere Muskelkraft die weniger gunstigen Proportionen aufwiegen muß, und daher auch mehr Geduld und langsameres Vorschreiten in der Abrichtung erfordern wird.

Bei fortschreitenden Lektionen fuhlt man, wie allmalig Biegsamkeit in die starren Wirbel, in die Hals- und Genickmuskeln kommt; das Pferd fangt das Gewicht des Reiters und den Zugelanzug nicht mehr mit dem steifen Rucken auf, sondern beide theilen sich der Croupe, den Sprung und Fesselgelenken mit, und Alles beginnt elastisch zu werden es liegt nicht mehr schwer und plump in der Hand, sondern trägt sich selbst und lehnt sich leicht an das Gebiß, das Maul ist beweglich und schaumt. Ein korrekter Reiter fuhlt und bemerkt dieß Alles und bestimmt damit den Moment des Aufzaumens

Die ersten Male mit der Stange soll das Pferd viel geradaus und nicht in verkurzten Gangen geritten werden; man sehe vorerst nur darauf, daß es entschieden an das Gebiß angehe, reite es also am besten ein paar Mal weit aus in's Freie, und bald wird es auch im Zaum angenehm an der Hand stehen.

e. Das Einfahren.

Das Fahren überhaupt.

Manchem, der daran denkt, daß ein jeder Bauernlümmel einen Kutscher abgebe, wird vielleicht das Fahren als etwas so Leichtes und Einfaches erscheinen, daß er glaubt, Alles verstehe sich

dabei von selbst und jede Abhandlung darüber sei überflüssig. Und doch ist die Sache bei weitem nicht so einfach und leicht, als sie aussieht, und auch das Fahren eine Kunst, zu der sehr Viele berufen, aber nur Wenige auserwählt sind. Wir meinen dieß nicht nur vom Einfahren junger Wildfänge oder verdorbener Pferde; wer nur je in der Gelegenheit war, Pferde von Blut zu fahren oder Reitpferde einzuspannen, der wird wissen, daß es kein so einfaches Ding ist um das Einspannen und Fahren, und daß ein guter Theil Einsicht, Takt und Kaltblütigkeit dazu gehört, um manchmal in solchen Fällen kein lebensgefährliches Fiasco zu machen; daß es ferner nicht geringer Geschicklichkeit und Erfahrung bedarf, um seine Pferde in richtigen, leichten Gängen zu führen, und einigermaßen bedeutende Leistungen in Rücksicht auf Schnelligkeit und Dauer zu erzielen.

Ausführlicheres über die Fahrkunst wollen wir im folgenden Abschnitte bringen, und hier nur im Allgemeinen voraus schicken, daß man nie ein elegantes, wendsames Gespann führen wird, wenn die Pferde nicht früher durch Arbeit an der Longe, Abbiegen, und durch einige Uebungen in den Trabtouren am Wischzaum die ersten Phasen der Abrichtung zum Reitdienst durchgemacht, und hiermit Biegsamkeit, Freiheit und Anmuth der Bewegungen erlangt haben — mit kurzen Worten, wenn die Pferde, welche man einspannen will, nicht früher wenigstens angeritten wurden.

Diese Bemerkungen vorausgeschickt, kommen wir zu unserer eigentlichen Aufgabe, nemlich zu den ersten Lektionen der Abrichtung für den Zug.

Das Einfahren im lebendigen Wagen.

Wer zufällig nicht weiß, was man unter dem „lebendigen Wagen" zu verstehen habe, der möge sich keine komplizirte Maschinerie darunter vorstellen, die kostspielig anzuschaffen und schwer

zu handhaben wäre. Einen lebendigen Wagen bilden ganz einfach zwei Gehilfen des Abrichters, in welche das Pferd so zu sagen eingespannt wird, daher der Name. Uebrigens wird die nachfolgende Detaillirung der Lektionen die Sache deutlich machen. Vor Allem einige Bemerkungen über das Geschirr.

Die Geschirre zum ersten Einfahren sollen jedenfalls Sielen-oder, wie sie sonst auch heißen, Brustgeschirre sein, denn nur wenig Pferde sind so muthig und kaltblütig, sich gleich die ersten Male ein Kummet über Kopf und Hals schieben zu lassen. Das Geschirr soll ferner möglichst einfach zusammengestellt, vom besten Material, der Schweifriemen ausgeschnallt und die Stränge kurz aufgebunden sein.

Ist dieß vorbereitet, so führt man das Pferd, nachdem es wie zum Longiren gezäumt ist, auf einen freien Platz vor dem Stalle, der aber natürlich weder gepflastert, noch durch Wägen, Fässer rc. verstellt sein darf. Am besten ist es, wenn die Gelegenheit da ist, die ganze Abrichtung in einer gedeckten Reitschule vornehmen zu können.

Während man nun das Pferd vorne hält und cajolirt, nähert sich der Gehilfe ruhig mit dem Geschirre von vorwärts, und läßt dem Pferde Zeit, es anzusehen, zu beriechen und zu beschnuppern; wenn es keine Scheu zeigt, oder dieselbe wie gewöhnlich nach einigen Momenten überwunden hat, legt ihm der Gehilfe ruhig aber rasch das Geschirr auf den Rücken, man zieht die Wischzaum-Zügel und Longe unter dem Bruststück des Geschirres hervor, und während der Bauchgurt zugeschnallt wird, spricht man dem Pferde fortwährend begütigend zu. Nun führt man es einigemale im Hofe herum, und wenn es keine Beunruhigung zeigt, bleibt man neuerdings stehen und biegt es einigemal nach rechts und links ab.

Man kann nun dem Pferde sogleich die erste Lektion im Ziehen geben, und zwar wo es sich um theure und lebhafte oder junge und verdorbene Pferde handelt, bei welchen ein vollkommen sicheres, gefahrloses Vorgehen geboten scheint, auf folgende Art.

Man stellt an jede Seite des Pferdes einen Gehilfen, deren jeder einen Strang langsam aufknüpft, und in das Auge desselben einen starken, bei 2 Klafter langen Strick befestigt.

Die so verlängerten Stränge werden nun von den Gehilfen, die sich seit- und rückwärts begeben, leicht angezogen, jedoch so, daß vor der Hand weder die Flanken noch die Hinterschenkel des Pferdes berührt werden.

Man läßt nun das Pferd ruhig angehen, und in dem Maße, als das Pferd vorwärts schreitet, die Gehilfen, welche die Stränge halten, etwas stärker anziehen, so daß das Pferd den Druck des Geschirres auf die Schultern zu verspüren anfängt. Es hängt natürlich von dem Temperament des Pferdes und der Art, wie es die ihm ungewohnten Eindrücke aufnimmt, ab, wie weit man mit der Gewichtsvermehrung durch stärkeres Anhängen der Gehilfen in die Stränge gehen darf. Nach einiger Zeit bleibt man wieder stehen, spricht dem Pferde zu, und läßt nun sachte die Flanken und Hinterschenkel mit den Strängen berühren.

Schlägt das Pferd, oder wird es überhaupt unartig, so straft man es durch leichte Rucker mit der Longe, während man dessen Geduld und Gelehrigkeit durch schöne Worte, noch besser durch ein Stückchen Zucker belohnt.

Diese Uebung ist wichtig, und bei lebhaften und sensiblen Pferden, wo von dem unmerklichen aber konsequenten Vorschreiten vom Bekannten zum Neuen alle Erfolge der Dressur

abhängen, die beste Vorbereitung für das wirkliche Einspannen. Durch die Anstellung zweier Gehilfen, deren jeder nur einen Strang hält, den er in beliebiger Höhe und Entfernung vom Pferde handhaben kann, ist beinahe der Möglichkeit auch des geringsten Unfalles vorgebeugt, ein Umstand, der nicht genug zu berücksichtigen ist; denn gerade in den ersten Lektionen sind Verletzungen der unerfahrenen Thiere so gefährlich, weil man sie damit gewöhnlich für immer abschreckt.

Bei dieser, sowie bei jeder ersten Abrichtung, wo das Pferd in ihm unbekannte Verhältnisse gebracht wird, soll man nicht vergessen, daß ihm alle neuen Eindrücke ohnedieß in riesigen Verhältnissen erscheinen; um so mehr hüte man sich also, ein edles, lebhaftes Thier dabei unverständig zu brusquiren — die rohe Parforce-Dressur wird sich wohl nur die blutlose Schindmähre gefallen lassen.

Die obige Uebung wird durch einige Tage, und zwar Vor- und Nachmittags, doch nie über eine halbe Stunde fortgesetzt, später wird das Pferd im Geschirre longirt, und zwar, indem man hiebei die Gehilfen sich in die Stränge hängen läßt. So von dem Pferde fortgezogen, werden sie wohl ohne sonderlicher Anstrengung auch einige Touren im Trab mitzumachen im Stande sein.

Bei zunehmendem Vertrauen des Pferdes schnallt man endlich auch den Schweifriemen ein, und kann, wenn man es vorzieht die Pferde in Kummeten zu fahren, solche Geschirre auflegen, welche sie nun willig annehmen werden.

Nach unserem Dafürhalten scheint jedoch das Sielengeschirr für den leichten Zug empfehlenswerther; es schmiegt sich dem Pferdekörper — wenn das Brustblatt aus geschmeidigem Leder ist — besser an, und die Vorhand der Pferde erscheint freier

und leichter, wodurch sich Pferde mit hübschem Kopf und Halsbiegung vortheilhafter präsentiren *).

Das Einspannen mit dem Schulmeister.

Ist das Pferd durch den lebendigen Wagen gehörig vorbereitet, so kann man daran gehen, es einzuspannen.

Man wählt hiezu einen festen aber leichten Wagen, dessen Stange und Tritteln möglichst hoch stehen sollten, da unerfahrene Pferde an den unteren Partien der Hinterschenkel, namentlich am und unter dem Sprunggelenk weit häklicher zu sein pflegen, als weiter oben.

Als Sattelpferd wähle man ein verläßliches, aber nicht faules, sondern gängiges Pferd, dessen nothwendige moralische Eigenschaften in seinem Namen „Schulmeister" wohl am besten und kürzesten zusammengefaßt sind.

---

* Anmerkung. Wir sind der Ueberzeugung, daß jedes Pferd ohne Ausnahme mit Anwendung dieser Methode zum Ziehen gebracht werden kann. Natürlich wird bei dem Einen Alles wie von selbst und mit Leichtigkeit gehen, die Abrichtung wird bald vollendet sein, während man bei dem Andern nur mit viel Geduld und Zeit vorwärts kommt. Ueberhaupt kann man bei reizbaren Pferden von ungeduldigem Temperament über gewisse mäßige Leistungen nicht hinausgehen, und man wird sie vielleicht nie dazu bringen, daß sie beharrlich und ruhig, wie die Schrauben anziehen. Aber Universal-Genies gibt es eben so wenige unter den Menschen, wie unter den Pferden. Solche Pferde gehören nicht in den langsamen Zug — als Vorauspferde in einem leichten Postzug werden sie gewiß glänzende Dienste leisten. Noch müssen wir einer andern Methode erwähnen, die empfohlen wird, um Pferde ans Ziehen zu gewöhnen. Man läßt sie nämlich im Stalle angeschirrt stehen, verlängert die Stränge mittelst Stricken, leitet diese über aufgehängte Rollen und befestigt Gewichte daran. Hiedurch wird das Pferd zurückgezogen, und wenn es zum Futterbarren will, muß es sich ins Geschirr legen. Diese Methode hat offenbar ihr Gutes, doch wird es bei verständiger Anwendung des „lebendigen Wagens" kaum nöthig sein, sich ihrer zu bedienen.

Noch einige Worte über das Geschirr dürften hier am Platze sein. Daß die Geschirre von gutem Material und einfacher Konstruktion sein sollen, wurde vorhin schon berührt — es sind dies Haupterfordernisse beim Einfahren. Gut ist es, wenn die Kreuzzügel bis zur Hand des Kutschers laufen, und dort so in Ringe geschnallt sind, daß man vom Bocke aus jeden der vier Zügel anziehen oder schnallen kann. Daß die Kreuzzügel und Handstutzen, auf deren Festigkeit oft die Sicherheit des Lebens beruht, von besonders gutem Leder und solider Arbeit sein müssen, versteht sich von selbst.

Die Kreuzzügel sollen ferner zwischen den Pferdehälsen durch einen gemeinschaftlichen Ring von etwa 1½—2 Zoll Durchmesser laufen, damit bei unruhigem Kopfwerfen der Pferde nicht der eine oder der andere Zügel unter die Stange kommen könne.

Es versteht sich, daß man junge Pferde, die ohnedieß noch wenig Vertrauen zu den Leitwerkzeugen haben, und gewöhnlich nicht gerne in's Geschirr gehen, nicht aufsetzen darf; doch wir glauben, daß man selbst eingefahrnen Pferden — gravitätische Carrossiers allenfalls ausgenommen — diesen permanenten Zwang nicht auferlegen sollte; würden sie an der Longe aufgesetzt, durchgearbeitet und fleißig abgebogen, so kann ihnen eine gute, natürliche Haltung nicht fehlen, welche unter einer weichen und steten Hand des Kutschers auch ohne Aufsatztrense bleiben wird.

Die tauglichsten Gebisse zum Einfahren scheinen uns die gewöhnlichen Zuckertrensen mit 4 Ringen, wovon zwei beweglich sind, und in welchen die eigentlichen Trensengebisse laufen, in die ersteren werden die Backenstücke des Kopfgestelles eingeschnallt, und so gibt das Trensengebiß dem Zügelanzug eine freie, durch das Kopfgestell völlig unbeirrte Wirkung.

Abgebogene Pferde und nie hartmaulig, deßhalb dürften die einfachen Trensen auch für jedes Pferd scharf genug sein. Wer aber durchaus schärfere Mundstücke will, kann sich dieß leicht schaffen, indem er gewundene, etwas dünnere Trensengebisse nimmt, deren Wirkung noch weiters verstärkt wird, wenn ihrer zwei und zwar mit verschiedenen Berechnungspunkten an jedem Paar Ringe angebracht und. Wir verwerfen prinzipiell jedes scharfe Gebiß, das bei etwas roher Hand das Pferd verletzen und erst recht zum Widerstand reizen kann, wir wiederholen, daß durchbogene Pferde nie hartmaulig, sondern immer weich zu führen sind, weil — und hierin stimmen wir Herrn Baucher bei — die Härte nicht im Maul, sondern in der Steifigkeit der Halsmuskeln und Genickbänder liegt.

Sind die Pferde im Stalle angeschirrt und aufgezäumt worden, die äußeren Kreuzzügel in die Trensenringe geschnallt, so legt man dem einzufahrenden Pferde noch den Kappzaum mit eingeschnallter Longe auf, verlangert den äußeren Strang desselben durch das Einlegen eines starken Strickes, und führt die Pferde an den Wagen. Zum ersten Einspannen braucht man zwei Gehilfen, und geht hiebei in folgender Ordnung und Weise vor.

Jeder Gehilfe führt ein Pferd an die Stange — der Schulmeister geht voraus, das junge Pferd wird von rückwärts am Wagen vorbei zur Stange geführt, wobei man ihm den Kopf durch leichtes Rütteln an der Longe etwas nach außen nimmt, um das gewöhnliche Abdrängen von der Stange möglichst zu paralysiren. Man muß natürlich sehr Acht haben, daß das Pferd im Vorbeiführen nicht an ein Rad oder Trittel streife, und sich hiedurch nicht unnöthig aufrege oder gar beschädige.

Der Kutscher soll am besten schon auf dem Bocke sitzen, um sogleich die Zügel übernehmen zu können; der eine Gehilfe

besorgt das eigentliche Einspannen, der andere hat sich ausschließlich mit dem jungen Pferde zu befassen.

Vor Allem werden die Kreuzzügel in die Trensenringe, hierauf die Handstutzen in die Zugelringe geschnallt; dann werden die Widerhalten eingelegt; nun geht der eine Gehilfe von der Deichselseite des Schulmeisters zu dem jungen Pferde, knüpft dessen innern Strang behutsam auf, und legt ihn ein. Dann werden die Stränge des Schulmeisters eingelegt. Der andere Gehilfe hat während dessen sein Möglichstes zu thun, um die Aufmerksamkeit des jungen Pferdes durch Zuspruch, Leckerbissen oder leises Rütteln an der Longe vom Einspannen ab und auf sich zu lenken, und hiebei dessen Abdrangen von der Stange möglichst zu verhüten.

Der erste Gehilfe geht nun auf die äußere Seite des jungen Pferdes, knüpft den verlängerten Strang auf und, falls das Pferd ruhig an der Deichsel steht, legt er ihn behutsam ein, und nimmt den Strick aus dem Strangauge. Alles ist dann in der Ordnung, und ein leiser Zungenschlag, allenfalls eine leichte Peitschenhilfe für den Schulmeister wird das Gespann in Bewegung setzen. Der erste Gehilfe springt auf den Wagen, der zweite hingegen muß das junge Pferd, welches gewöhnlich mit einem Satze angeht, noch eine Zeit lang nebenan mit der Longe führen, und darf erst, wenn er sieht, daß es sich beruhigt, die Longe der Hand des Kutschers übergeben und selbst auf den Wagen springen. In den wenigsten Fällen — wir sprechen von reizbaren Pferden — wird man den Schüler ruhig an der Stange erhalten und ihm den äußeren Strang gleich einlegen können.

Da ist es am besten, wenn der Gehilfe den verlängerten Strang in der Hand hält, und er das Pferd erst dann mit demselben leicht zur Stange drückt, wenn der Kutscher das Gespann schon in Bewegung setzt. Geht das Pferd ruhig an, so

laßt sich der Strang während des Anfahrens leicht nach den ersten paar Schritten einlegen.

Oft aber wird dies nicht möglich sein, und man wird sich dann begnügen, den Strang mittelst des verlängerten Strickes an den Wagen selbst zu befestigen, und indem man ihn während des Fahrens nach und nach anzieht, das Pferd hiedurch an den Strang zu gewöhnen, und an die Stange zu drücken, den Strang aber erst einzulegen, sobald es leicht thunlich wird. Immer aber wird die Verlängerung des Stranges durch einen Strick die Hantierung erleichtern, und namentlich möglichst ungefährlich machen.

Dies ist die Methode; Einsicht und Verständniß müssen natürlich der Ausführung vorstehen, wenn man schnelle und sichere Resultate erzielen will.

Selbstverständlich ist, daß die Stränge des jungen Pferdes um einige Löcher gegen die des Schulmeisters länger geschnallt werden, — eine Beobachtung aber, die wir in unserer Erfahrung bestätigt finden, ist, daß man selten gut thut, die ersten Einfahrübungen im Schritt vornehmen zu wollen; man trachte vielmehr, durch kluge Anwendung der Longe das junge Pferd in einen mäßigen Trab zu bringen; dies ist das Tempo, welches die Abrichtung im Reiten und Fahren am meisten vorwärts bringt und lebhaften Pferden weniger Anlaß zu Unarten gibt, als ein ihrer Aufregung aufzuzwingender Schritt.

Pferde, die im Wagen ruhigen gleichen Schritt gehen, sind so gut wie eingefuhrt; man kann dies also verständiger Weise nicht in den ersten Lektionen begehren

Wenn sich das Pferd auf guter ebener Straße, wo es fast keinen Widerstand findet, etwas abgegangen hat, so fahre man nach Hause, halte an, und gehe nun unter beständigem Zureden und Liebkosen des jungen Pferdes beim Ausspannen gerade in

verkehrter Ordnung wie beim Einspannen angegeben wurde, vor. Zuerst werden nämlich die Stränge, dann die Widerhalten losgemacht, endlich die Stutzen und zuletzt die Kreuzzügel ausgeschnallt.

Die Beobachtung der angegebenen Ordnung beim Ein- und Ausspannen ist eine der wichtigsten Regeln für den Kutscher; und es hat nicht selten zu den traurigsten Unfällen geführt, wenn ein indolenter oder unwissender Kutscher bei jungen noch unvertrauten Pferden die Stränge vor den Widerhalten eingelegt oder eingespannt hat, bevor die Zügel eingeschnallt und in Ordnung waren.

Das Zusammenspannen der jungen Pferde.

Ist jedes junge oder zu korrigirende Pferd einzeln mit dem Schulmeister eingefahren worden, geht es im Trab und Schritt ruhig, willig und mit guter Anlehnung an den Zügel und in's Geschirr, so kann man sie zusammenspannen.

Daß hiebei alle angegebenen Vorsichten und Vortheile beim Anspannen nur um so sorgfältiger beobachtet werden müssen, versteht sich von selbst. Bei sehr lebhaften, etwas reizbaren Pferden hält es anfangs schwer, sie beim Einspannen ruhig zu erhalten und namentlich ihre Ungeduld zu beschwichtigen, sobald sie eingespannt sind.

Eine vorgehaltene Futterschwinge mit Hafer wird hier vielleicht die besten Dienste thun und bewirken, daß sich die Pferde gewöhnen, nach dem Einspannen ruhig stehen zu bleiben, und erst auf die gegebene Hilfe anzugehen, was offenbar von der höchsten Wichtigkeit ist.

Noch möchten wir bemerken, daß man die jungen Pferde — namentlich wenn es Wildfänge sind — nicht gleich vom Kappzaume oder Longe freisprechen, sondern vielmehr eine Zeit hindurch noch einem Jeden beim Fahren den Kappzaum auflegen und

sich mittelst der Longe besser des Gehorsams seiner Pferde versichern sollte. Uns ist ein Fall in Erinnerung, wo ein Paar kräftige Wildfänge, die schon ziemlich gut zusammengingen, auf einer schlechten, zum Glück niedrigen Brücke scheuten und mit einem Seitensprung sammt dem Wagen in den Graben fielen. Um die Pferde loszumachen, mußte man sie natürlich ausschirren; Kappzäume und Longen waren nicht aufgelegt, man konnte sie daher nur am Kopfgestell halten. Das eine von beiden, eine etwas reizbare Stute, durch den Unfall alarmirt, riß dem Kutscher aus und lief in die Wälder, wo man sie erst nach sechs Wochen langem Suchen und Bemühen, natürlich in sehr herabgekommenem Zustande wieder einfing. Sie erholte sich übrigens bald wieder, und wurde in Kurzem ein brauchbares, unendlich ausdauerndes Pferd.

Hiermit müssen wir unsere Notizen über das Einfahren beschließen, denn Alles was noch zu sagen wäre, gehört schon in die Fahrkunst und zu den Anleitungen für den Kutscher, während es sich hier nur um die Mittel handelte, junge unvertraute oder verdorbene Pferde an den Zug zu gewöhnen, sie vertraut, willig und thätig zu machen. Dieß Alles muß aber in dem Moment, wo man die Zöglinge vom „Schulmeister" freispricht und zusammenspannt, erreicht sein, und die gute Hand des Kutschers ist von nun an das einzige Mittel, sie brauchbar zu machen und auch so zu erhalten

Ueber das Einspannen wollen wir noch bemerken, daß wir diejenige Art des Einspannens, wobei die Pferdeköpfe etwas gegeneinander stehen, also mit verkürzten innern Kreuzzügeln, der Art, die Köpfe der Pferde durch verkürzte äußere Zügel nach Außen zu wenden, vorziehen; denn obgleich die Ungarn, welche nach der letzteren Manier einspannen, unstreitig die besten Kutscher sind, so glauben wir doch, daß man seine Pferde

nach der ersten Art nicht nur besser in der Hand habe, sondern auch, daß das Gespann sich eleganter präsentire. Auf weite Distanzen und bei schlechten Straßen muß man natürlich lang spannen; sonst aber kann man, um sicher zu fahren, und seine Pferde zu Wendungen und Paraden gut und leicht beisammen zu halten, kaum je zu kurz einspannen — vorausgesetzt, die Pferde sind schon vollkommen eingeführt; denn junge, noch unverläßliche Pferde schreckt man durch zu kurzes Spannen leicht vom Ziehen ab, und reizt sie zu Widersetzlichkeiten.

XVI.

Ueber die Fahrkunst. Einspannen und Fahren mit Juckern zweispännig. Der Wiener Fiaker. Das Vierspännigfahren vom Bock aus. Der ungarische Fünferzug. Einiges über Zusammenstellen von Juckerzügen.

Die Fahrkunst systematisch und erschöpfend zu behandeln, geht über die Anlage und Ausdehnung dieser Blätter. Was wir also über die Kunst des Fahrens hier geben, ist nicht viel mehr als eine aphoristische Behandlung einiger von den interessanteren Punkten in diesem ausgedehnten Theile der Pferdewissenschaft. —

Zu einem besonders geschickten Kutscher muß man wohl geboren sein; denn es gehören gar vielerlei persönliche Eigenschaften dazu, welche sich derjenige kaum aneignet, in welchem nicht wenigstens der Keim davon liegt; ein guter Kutscher muß nämlich ein vortreffliches Augenmaß haben, er muß vorsichtig und

entschlossen, seine Hand kräftig und biegsam sein, und er muß was von Pferden verstehen.

Im Allgemeinen fährt man in Ungarn kühn und gewandt, in Deutschland und England sicher und schnell, in Wien sehr gut und elegant, in Frankreich und Italien wohl schnell, kutschirt aber schlecht; — gut und geschmackvoll einzuspannen versteht man wohl nirgends besser als in Wien.

Man sollte glauben, daß England, welches von den Gesetzen der Mode als mustergiltig für's horsemanship proklamirt wird, dessen Pferdewesen auch wirklich in so rationellen Bahnen ging, — von welchen man freilich in jüngster Zeit gar arge Ausschreitungen macht, — daß dies Pferdeland par excellence im Reiten und Fahren wirklich obenan stehe.

Dem ist aber durchaus nicht so. Der Engländer ist ein unübertroffener Jagd- und Rennreiter, und ein guter Kutscher auf der Landstraße, aber weiter auch nichts.

Wer nur ein einzigesmal den Hydepark auf und abschlen dert, wer diese Reiter mit gekrümmten Rücken und hinaufgezogenen Beinen, diese in's Endlose gestreckten Pferdehälse, diese Maschinen ohne Haltung und Biegung sieht; wer die lang und schlecht eingespannten four in hand mit etwas kritischem verwöhntem Kutscherauge mustert, der wird, wenn er sich nicht selbst auf den Engländer spielen will, gar wenig von all' dem Wesen erbaut sein, der wird sich nach dem eleganten Sitz des Reiters der deutschen Schule, nach dem leicht gebogenen Hals und herangestellten Kopf seines Pferdes sehnen, der wird die kurze, elegante und handsame Spannung des Wiener Viererzuges schmerzlich vermissen.

Doch um unsern Lesern auch etwas Positives zu geben, wollen wir ein wenig detaillirter von den Anforderungen sprechen, die wir an einen guten Kutscher stellen.

Ein guter Kutscher muß ähnlich dem guten Reiter, wenn auch nicht so vollkommen wie dieser — was nicht möglich ist — über seine Pferde und deren Bewegungen disponiren können. Um dies im Stande zu sein, dienen ihm sein Sitz, die Zügel und die Peitsche.

Der Sitz des Kutschers auf dem Bocke ist keine so unwesentliche Sache, als sie vielleicht manchem erscheint, der sich für einen Kutscher hält, sich aber in Wirklichkeit nur von seinen Pferden spazieren ziehen läßt. Wenn der Kutscher gegen die Pferde seine Kraft mit möglichster Ueberlegenheit geltend machen will, darf er vor Allem nicht niedrig sitzen, ein Sitz, der auch deshalb zu verwerfen, weil er keine Aussicht über die Pferde hinaus zuläßt. Also ziemlich hoch, die linke Schulter etwas versagt, den Oberleib gut aus den Hüften herausgehoben, die Ellenbogen zwanglos aber kräftig nahe am Leib festgestellt, den rechten Fuß leicht aufgestemmt — das ist der Sitz, welcher dem Kutscher Sicherheit, möglichste Freiheit des Gebrauchs seiner Kräfte gibt und auch gut aussieht.

Ohne ruhigen festen Sitz ist beim Kutschiren eben so wenig wie beim Reiten eine ruhige, sichere Führung zu erwarten.

Zügel und Peitsche müssen in Uebereinstimmung sein, wie Faust und Schenkel des Reiters.

Die Zügel hält der Kutscher am besten zwischen dem Zeigefinger der linken Hand getheilt, den Daumen auf den linken Zügel über dem Zeigefinger gedrückt, in der rechten Hand die Peitsche, welche beiläufig eine Spanne weit vom untern Ende mit den ersten drei oder vier Fingern umfaßt wird.

Ist der Kutscher sehr geschickt und sind die Pferde sehr empfindlich im Maul, so reicht die linke Hand zum Zügelführen hin; sonst greift die rechte Hand, so oft es nöthig wird, in die Zügel; um beide oder den einen nach Umständen und Bedürfniß

zu verkürzen. Der Reiter soll keine Wendung auf Einem Zügel und ohne Schenkelhilfe machen — dieselbe Regel möchten wir für den Kutscher wenigstens bei jeder schärfern Wendung vorschreiben; immer soll dabei das äußere Pferd mit einer leichten Peitschenhilfe nachgetrieben werden.

Wir haben schon früher erwähnt, daß man die Pferde durch Abbiegen weich und lenksam machen müsse. Die Hand des Kutschers muß sie dann so erhalten, deshalb soll sie ruhig und weich sein, worunter wir keineswegs verstehen, daß man mit langen, schlappen Zügeln fahren solle, im Gegentheil müssen die Pferde immer versammelt am Zügel stehen und in jedem Augenblick in der Gewalt des Kutschers sein, was namentlich dort nothwendig ist, wo es sich — wie in belebten Städten — oft um scharfe, kurze Wendungen und Paraden handelt.

Die Führung der Zügel erfordert Gefühl in der Hand, die Anwendung der Peitsche richtigen Takt.

Es versteht sich, daß wir hier nicht von jenen Schindmähren sprechen, wo es sich bei der Anwendung der Peitsche nur darum handelt, möglichst kräftig dreinzuschlagen, sondern von Blutpferden, bei denen die leiseste Mahnung mit der Peitsche als Hilfe genügt, die man aber doch auch manchmal zu strafen gezwungen ist, weshalb sie die Peitsche fürchten, sie aber doch auch ertragen müssen.

Dies Alles erreicht man von selbst, wenn man von der ersten Abrichtung an scharf zwischen Hilfe und Strafe unterscheidet: wenn man nie straft, wo eine Hilfe genügen würde, aber auch nie, wenn eine Strafe nothwendig wird, sich mit unzureichenden Hilfen begnügt, wenn man sich endlich zum Grundsatze macht, alle Hilfen leicht, die Strafen aber kurz, entschieden und scharf zu geben.

Bevor man ein Pferd straft, ist es nothwendig, es kurzer im Zugel zu nehmen, um einer allenfalsigen Unart begegnen zu können. Man haut mit der Peitsche nach der ganzen Lange der innern Seite oder zwischen die Hinterbeine, um das gestrafte Pferd nicht durch garstige Schwielen zu zeichnen.

Einspannen und Fahren mit Juckern.

Es gibt viele Leute, die unter Juckern zu Grunde gerichtete Pferde von leichtem Schlag verstehen, die für allen Schund gut genug und dabei ziemlich werthlos sind.

Wir und mit uns wohl jeder Pferdemann nennt solche Pferde Schindmähren und versteht unter Juckern **leichte Pferde von Blut und besonderer** Leistungsfähigkeit, bei welchen allerdings das alte Sprichwort von „Spat und Galle“ seine Anwendung findet, so daß man mit vollem Recht sagen kann:

„**Wer scheuet ein wenig Spat und Galle,**
Hat nie einen guten Jucker im Stalle.“

Unter leichten Pferden möchten wir aber wieder keine spindelbeinigen, engbrüstigen Schwächlinge verstanden haben; — diese verunglückten Pseudo-Vollblute taugen in der That zu nichts, als zum Praterritt eines Sonntagsreiters — der Jucker muß im Gegentheil einen weiten Brustkorb, gute Schulterlage und einiges Fundament haben, sonst wird er sich streichen, und es gibt nichts Unangenehmeres und Uebleres als mit Pferden Distanzen zu fahren, welche sich die innere Seite der Fesselgelenke ewig wund schlagen; der Jucker muß vor allem auch ein scharfer Fresser sein, denn kein Pferd, das schlecht frißt, leistet auf die Dauer etwas Bedeutendes; wir möchten den Jucker mit einem Worte das Jagdpferd unter den Wagenpferden nennen und begehren von ihm auch alle Eigenschaften des Jagdpferdes,

wenn auch in geringerem Maße, weil das Jagdpferd tragen muß und galoppirt, der Juder aber nur im ganz leichten Zuge zu traben braucht.

Ein Judergespann soll möglichst kurz sein, außer, wenn es sich um Fahrten auf große Distanz handelt, wo es besser ist ein wenig langer einzuspannen, um die Pferde nicht zu sehr zu ermüden.

Man nimmt entweder leichte englische Kummetgeschirre, oder im ganz leichten Zug Sielengeschirre.

In Ungarn fährt alles mit Sielengeschirren, die man mit allerhand Riemen und buntem Tuch prächtig herausputzt.

Das ungarische Pferd — obwohl von Gestalt ziemlich unansehnlich — ist ein geborner Juder. Seine Formen sind allerdings nicht so entwickelt, wie es ein durch bei Haus aufgezogene Pferde verwöhntes Auge wünscht; aber in den Knochen ist Mark, die Sehnen sind von Stahl und seine Ausdauer, wenn es halbwegs gut gehalten wird, sein Ertragen von Strapazen unglaublich.

Etwas, was bei Judern selbstverständlich nie vorkommen darf, sind Aufsatztrensen. Als Gebiß sollte man ohne dringende Nothwendigkeit nie Stangen anwenden, sondern die sogenannten Judertrensen, die wir im vorigen Abschnitt näher beschrieben haben, wo auch alles, was sich auf's Geschirr und Einspannen bezieht, näher besprochen ist.

Noch ein wichtiger Punkt bleibt aber zu berühren, das ist das Fahren auf Distanzen. Ein altes Sprichwort sagt darüber: „Nicht die Distanz, das Tempo bringt die Pferde um."

Es kommt also beim Distanzfahren hauptsächlich auf das Einhalten eines gleichen, mittleren Tempo's an.

Fast ein jedes Paar Pferde will dabei nach seiner Eigenthümlichkeit behandelt sein. Denn nicht bei allen ist jenes mitt

lere Tempo, welches sie andauernd gehen können, ohne übermäßige Anstrengung und also ohne nachtheilige Folgen, ein gleiches, ein erfahrener Kutscher muß daher genau wissen, welches Tempo er bei seinen Pferden als das mittlere annehmen und auf größere Distanzen fahren kann, ohne ihnen wehe zu thun.

Durch mäßig fortschreitendes Trainiren läßt sich das Tempo allerdings reguliren, aber doch immer nur in gewissen Gränzen, welche sich nach der Pferde-Individualität bestimmen.

Sehr verschieden vom Trainiren der Jucker, das sich auf Dauerleistungen bezieht, ist das sogenannte „Einhetzen", wodurch man die größte Geschwindigkeit auf kleinere Distanzen erreichen, und die Pferde dahin bringen will, in dieser Beziehung ihr möglichstes zu leisten.

Das „Einhetzen" bringt uns nothwendig auf den Wiener Fiaker. Denn dieser steht hierin bis jetzt unerreicht da.

Der Wiener Fiaker ist als Mensch und als Kutscher eine so eigenthümliche Spezialität, daß es sich wohl der Mühe lohnte, einige Worte über dieses Original zu sagen.

Aber den Wiener Fiaker als Genre-Bild zu skizziren, ist eine Aufgabe für die Feder eines Boz-Dickens, darum wollen wir es nicht versuchen, den gemüthlichen, fidelen, manchmal naiv groben Wiener Fiaker zu zeichnen, es ist eine Gestalt, die man sehen muß, um eine richtige Vorstellung von ihr zu haben, denn sie ist durch und durch urwüchsig.

Doch wir müssen Einiges sagen über die Manier, sein „Werkel" zusammenzustellen, einzuspannen, seine Pferde einzuhetzen und zu kutschiren. Der elegante Wiener Fiaker hält viel auf die Nettigkeit seines „Werkels", das er mit gutem Geschmack zusammenstellt. Die Broughams ohne Nummer sehen eher aus wie elegante Garçon-Equipagen als wie Lohnwagen. Die Façon des Wagens ist modern, die innere Einrichtung kom-

fortable, die Pferde sind gewöhnlich — wir reden vom eleganten Fiaker — von Blut und Frauen, und die Defekte, welche sie allenfalls haben, vergißt man über der guten und eleganten Art, mit welcher sie eingeschirrt und gespannt sind, und über die Schnelligkeit, mit der man fährt. Der Wiener Fiaker spannt gewöhnlich mit ungarischem Geschirr ein, er spannt sehr kurz, und verkürzt außerdem die inneren Zügel merklich, so daß die Pferde sehr knapp an der Deichsel und mit den Köpfen nahe aneinander gehen müssen. Er führt sein Gespann nie anders als auf Zuckertrensen. Durch diese Art des Einspannens hat er es vollkommen in der Gewalt, und nur so wird es ihm möglich, mit erstaunlicher Schnelligkeit und Geschicklichkeit sich durch die lebhaften und engen Straßen der Stadt zu winden. Seine Peitsche weiß er zu handhaben, wie kein anderer Kutscher, und wenn von irgend Jemand, so kann man von ihm mit Recht sagen: „He is a good whip“.

Durch das — manchmal gar zu erbarmungslose — Handhaben seiner Peitsche weiß er selbst aus Pferden, denen man kaum noch irgend eine Leistung zutrauen möchte, die so zu sagen nur mehr auf dem Blut und auf der Moral gehen, das Unglaublichste an Schnelligkeit herauszudrücken. Wer die lange Praterallee vom Stern bis zum Jägerhaus am frühen Morgen besucht hat, der wird gesehen haben, wie der Wiener Fiaker das „Einhetzen“ betreibt und versteht.

Nun Einiges über's Vierspännigfahren vom Bock aus oder wie man es auch nennt à l'anglaise.

Ehe man vier Pferde zusammenspannt, müssen sie vorher paarweise gut eingefahren sein. Namentlich braucht man als Stangenpferde verläßliche, gut eingefahrte Pferde, denn auf diesen beruht mehr oder weniger die Sicherheit des ganzen Gespanns. Hitzige Stangenpferde, die sich leicht alarmiren, nicht zurückblei-

den wollen und in die Hand drängen, ermüden nicht nur den Kutscher, sie machen auch ein sicheres Fahren überhaupt nicht möglich.

Die Vorauspferde sollen lebhaft und überhaupt von hübscher **Aktion sein.**

Jedes Pferd hat im Vierergespann seine eigene Bezeichnung, **man** fordert auch von einem jeden besondere Eigenschaften; deshalb wollen wir hierüber ein Paar Worte sagen.

Von den Stangenpferden heißt im Viererzug wie im Zweigespann das linke das Sattel-, das rechte das Handpferd. Das Sattelpferd soll ein wahrer Schulmeister sein; das verläßlichste und kräftigste Pferd spannt man im Viererzug als Sattelpferd. Als Handpferd wählt man, wenn die Stangenpferde nicht vollkommen gleich sind, das schlankere und größere. Zu Vorauspferden nimmt man, wie gesagt, jedenfalls die lebhaftern und leichtern; in Bezug auf das Größenverhältniß zu den Stangenpferden gibt es aber zweierlei Ansichten: Manche verlangen, daß die Vorauspferde kleiner, Manche, daß sie schlanker, aber größer sein sollen, als die Stangenpferde. Die letztere Art, die Pferde zu wählen, ist in Polen ziemlich gebräuchlich und sieht sich im **Ganzen sehr gut an.**

Das linke der Vorauspferde heißt „Leitseilpferd." Es ist so zu sagen, der Anführer des ganzen Postzuges, muß daher eine schöne Halsung und Haltung und einen artigen Gang haben; es darf auch etwas hitzig sein und dann und wann in Galopp fallen — dies gibt dem ganzen Zug nur ein um so **lebhafteres Ansehen.**

Das rechte der Vorauspferde heißt „Schmutzpferd"; es muß **das ruhigere von den beiden sein.**

Das Einspannen anlangend, muß hier nur wiederholt werden, daß man, um elegant zu fahren, nicht leicht zu kurz spannen kann.

Sind die Vorauspferde nicht sehr vertraut, so ist es gerathen, sie durch einen 1½ Schuh langen Riemen am Brusttheile des Geschirres zu verbinden, damit, wenn sie scheuen, sie nicht nach verschiedenen Seiten auseinander fahren können.

Die Zügel der Vorreiter werden beim englischen Viergespann durch Ringe über den Kopfgestellen der Stangenpferde in die Hand des Kutschers geführt oder in die Zügelstutzen der Stangenpferde eingeschnallt; beim ungarisch gespannten Viererzug gehen die vordern Zügel durch Ringe an der innern Seite der Kopfgestelle. Alle vier Zügel werden in eine Art von halbkreisförmigem, festen, ledernen Handgriff eingeschnallt, welchen der Kutscher in der linken Hand hält.

Beim Vierspännigfahren auf englische Art verlangt man von den Pferden einen gleichen cadenzirten Gang — man erlaubt höchstens dem Leitseilpferde dann und wann einige Galoppsprünge, das Galoppiren eines andern Pferdes wäre ein arger Verstoß. Deshalb muß der Kutscher auch mehr Geschicklichkeit in der Zügelhand, als im Peitschenführen entwickeln. Bei gut eingeführten Pferden genügt es vollkommen zur richtigen Führung, wenn die Zügel der Vorderpferde in die Stutzen der Stangenpferde eingeschnallt sind.

Der Kutscher hat dadurch blos zwei Zügel in der Hand und eine einfachere Hantierung; natürlich müssen die Zügel weit genug rückwärts eingeschnallt sein, damit der Kutscher im Nothfall jeden einzelnen Zügel ergreifen könne.

Beim Einfahren ist es jedoch gut, wenn jeder Zügel gesondert in die Hand des Kutschers läuft. Er nimmt die vier Zügel in folgender Art mit der linken Hand auf:

Ober dem Zeigefinger läuft der linke Zügel der Vorauspferde; ober dem mittleren der linke Zügel der Stangenpferde; ober dem vierten Finger der rechte Vorauszügel und ober dem

kleinen der rechte Stangenpferdzügel. Die Hand wird gut geschlossen und der Daumen fest aufgesetzt.

Um einen einzelnen Zügel zu verkürzen, zieht man denselben so viel als nöthig mit der rechten Hand durch die Finger der linken. Ueber das richtige Fahren mit Vieren läßt sich ein allgemeiner Grundsatz aufstellen, dessen Befolgung für jeden speziellen Fall Auskunft gibt.

Man darf nämlich nie vergessen, daß *die Deichsel die Richtung des Wagens bestimmt*, daß es bei allem Fahren aber eben nur auf das Lenken des Wagens ankommt und daß folglich die Deichsel die stete Richtschnur der Wendungen sein müsse, und die Vorauspferde nach den Stangenpferden zu richten sind. Die Stangenpferde sind also der Pivot; diese führen den Wagen und es kommt dann nur darauf an, die Vorpferde immer in der gehörigen gleichen Distanz, d. h. im Geschirr zu erhalten und die Wendungen, wo es der Platz erlaubt, rund zu machen. Bei beschränktem Raum müssen die Vorderpferde zurückgehalten werden, man macht die Wendung ohne Rücksicht auf Rundung mit den Stangenpferden, führt die Vorauspferde während dessen so, wie es der Platz zuläßt und macht sie erst dann wieder in's Geschirr treten, wenn das Hinderniß überwunden ist.

Wer also die große Regel nicht vergißt, daß die Deichsel der große Regulator des ganzen Gespannes ist, und wer die Deichsel gehörig zu lenken weiß, wird nie ungeschickt und bei einiger Aufmerksamkeit wird er auch elegant fahren.

Beim Vierspännigfahren à l'anglaise wird es gut sein, die Pferde mit leichten Stangen aufzuzäumen. Wenn die Pferde abgebogen sind, so wird man ihnen durch diese Art der Zäumung eine sehr gefällige Haltung geben und sie werden leicht zu

regieren sein. Gegen Aufsatztrensen verwahren wir uns wiederholt bei jedem leichten Gespann, — dieser Zwang gehört nur **vor die Karosse.**

Wir haben vorhin erwähnt, wie der ungarische Kutscher die Zügel führt. Beim ungarischen Viererzug ist aber die Hauptsache die Führung der Peitsche. Der ungarische Kutscher leitet sein Vierergespann hauptsächlich mit der Peitsche, die er mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit zu schwingen und zu brauchen weiß. Niemand auf der Welt fährt kühner, gewandter und schneller als der Ungar mit dem buntgeschirrten Viergespann, das mit auswärts gehaltenen Köpfen — das Vetterpferd die Nase in der Luft und eine helltönende Glocke um den Hals — über die Pußta im sausenden Galopp dahinfliegt.

Eine Eigenthümlichkeit des ungarischen Fahrens ist der Fünferzug, drei Pferde voraus, zwei rückwärts. Als fünftes Pferd wird gewöhnlich ein besonders schönes, schneidiges Thier rechts an die Vorderpferde angehängt; es ist ziemlich stark nach rechts ausgebunden und geht fast beständig im Galopp.

Von der Geschicklichkeit eines echt ungarischen Kutschers im Peitschenführen macht man sich nur dann einen Begriff, wenn man gesehen hat, wie er mit einem schäumenden Fünferzug den kaum wendbaren Sandläufer in geschlungenen Wendungen vorführt. —

Zum Schlusse dieses Abschnittes wollen wir uns noch erlauben, einige ästhetische und hippologische Regeln für die richtige Zusammenstellung von Zuckerzügen zu geben. Wir haben dabei gewiß nicht die Prätension, ein unfehlbares Vade mecum des guten Geschmackes zu schreiben, wir sprechen einfach unsere Ansichten aus, und hoffen alle Unparteiischen auf unserer Seite zu haben, wenn wir behaupten, daß bei allem schönen und guten Material, das man ziemlich häufig sieht, beim

Zusammenstellen im Allgemeinen unendlich viel zu wünschen übrig bleibt.

Wir wollen hier natürlich nur von Garçon-Equipagen, von zwei und vierspännigen Zuckerzugen sprechen. Wir geben, wenn wir einige Anhaltspunkte uber die Zusammenstellung dieser letzteren geben, von der Ansicht aus, daß Alles einen gewissen Styl und Charakter haben, keine Inkonsequenzen und Ungereimtheiten enthalten sollte.

Korrekte Zuckerzuge können nur dreierlei Charakter haben: den englischen, ungarischen und polnisch russischen. Jede dieser Gattungen hat ihren Styl, und wenn man ihre Eigenthumlichkeiten nicht festhält, sondern vermischt, so entstehen Bastarde, die das Auge des Kenners beleidigen.

Der Styl muß in den Pferden, dem Wagen, den Geschirren, der Peitsche und der Livrée eingehalten sein.

Wir wollen blos den englischen und ungarischen Charakter ein wenig naher in's Auge fassen, und zwar fur's Zwei-, Vier- und Funfgespann; den polnisch russischen Charakter findet man außerhalb dieser Lander nur selten; er eignet sich auch weniger für ein Stadtgespann, weßhalb wir von ihm absehen konnen. Die verschiedenen Arten zulässiger — wir möchten sagen zunftmäßiger — Einspanner, das Zwei- und Dreigespann mit je einem Pferde hinter dem andern oder in der sogenannten Lichtputz — welche erstere Art in Italien vorkommt, wahrend die letztere in Polen im Gebrauch ist — wollen wir auch nicht beruhren, um aus einigen aphoristischen Bemerkungen nicht eine systematische Abhandlung machen zu mussen.

Das Grundprinzip beim englischen Zuckergespann muß Einfachheit und solider Geschmack sein. Die Pferde wenigstens 15 Faust 3" hoch, leicht, am besten von derselben, wo moglich dunkeln Farbe; die Geschirre leichte Kummete mit, je nach der

Mode vergoldeten oder versilberten, aber wenig Beschlagen, mit leichten Stangen aufgezäumt, doch beileibe keine Aufsatztrensen; der Wagen eine dunkel lackirte Americaine oder eine ihrer Abarten; Bogenpeitsche einfach à jour Fischbein, der Jokey im einfachen schwarzen Rock, weißer Weste, weißledernen kurzen Hosen und Stulpstiefeln, auf dem Hut eine einfache schwarze Cocarde.

Es versteht sich, daß ein Wagen mit Dach nicht in den Bereich einer Garçon-Equipage zum Selbstkutschieren gehört, und von letztern wollen wir ja reden.

Streng genommen gehören Pferde von gleicher Farbe unbedingt in das englische Juckergespann; doch wenn die Pferde besonders schön, in Temperament, Figur und Action auffallend gleich sind, so dürfen auch zweierlei Farben eingespannt werden.

Bei zweierlei Farben gilt der Grundsatz, daß dieselben möglichst kontrastiren sollen, und daß die lichtere Farbe gewöhnlich auf die Handseite gespannt wird. So werden ein Rapp und Schimmel oder Falbe ein elegantes Gespann abgeben, auch Schimmel und Falbe ist zulässig, überhaupt ein Schimmel mit jeder andern Farbe einzuspannen; wogegen zwei dunkle aber verschiedene Farben kein geschmackvolles Gespann abgeben.

Beim Vierspännigfahren à l'anglaise gelten so ziemlich dieselben Geschmacksregeln wie beim zweispännigen. Eigentlich sollen auch hier die Farben gleich sein, doch kann man allenfalls zweierlei Farben und dabei die gleichen Farben über's Kreuz bei vorzüglichen Pferden gelten lassen. Ueberhaupt ist es eine alte Regel, daß Pferde von gleicher Farbe eher ein wenig minder in der Qualität sein dürfen, um noch immer anständig auszusehen, während ein verschiedenfarbiges Gespann nur dann gefällt, wenn die Pferde besondere Eigenschaften haben und sonst sehr gleich sind.

Um nicht ungerecht gegen die Italiener zu sein, von denen wir an einer andern Stelle gesagt haben, sie seien im Allgemeinen

schlechte Kutscher, müssen wir hier erwähnen, daß man in Mailand sehr viel Geschmack in dem Zusammenstellen von Garçon-Equipagen in englischem Styl hat, und daß man dort überhaupt viel auf schöne und gute Pferde und sorgfältige Wartung derselben verwendet.

Der ungarische Styl verlangt bunten, aber doch geschmackvollen Aufputz, die Pferde müssen besonders leicht und sollen nicht über 15 Faust 2″, eher darunter sein; die Geschirre sind die bekannten ungarischen Sielengeschirre, mit Zucker trensen — Stangen wären da ein arger Verstoß — die Peitsche wohl auch à jour Fischbein, doch eine sogenannte Fiakerpeitsche mit angeknüpften, mit Knoten versehenen Riemen für's Zweigespann, für den Vierer- und Fünferzug die ungarische Viererpeitsche mit langer dünner Schnur und gutem Schmiß; der Wagen kann wohl auch eine Art Americaine sein und auf Scheerfedern liegen, aber der Kasten darf nicht voll im Holz, er muß mit Rohrgeflechte sein, die Räder hoch und schmal, wie die der echten ungarischen Wagen, der sogenannten Sandlaufer; rückwärts ein Csikos im National-Costume. Es versteht sich, daß beim ungarischen Zug verschiedene Farben den Vorzug und Im Vierer-zug nehmen sich Schecken oder quatre couleurs unter'm ungarischen Geschirre vorzüglich gut aus. Das Ganze muß unendlich lebhaft aussehen und schneidig geführt werden, und wer kein Virtuose auf der Viererpeitsche ist, der sollte billigerweise nie mit einem ungarischen Juckerzug fahren. Sind fünf Pferde eingespannt, so ist als fünftes Pferd eine lichte Farbe mit viel Action zu verwenden.

XVII.

Ueber Zäumung, Gebisse und Hilfszügel. Die Martingale; Schleifzügel. Die österreichische Equitations-Schul-Trense.

-

Herr Baucher hat uns gesagt, daß man alle Pferde auf derselben Stange reiten könne, indem die größere oder geringere Empfindlichkeit nicht im Maule, sondern in der Biegsamkeit oder Steifheit von Hals und Ganaschen seinen Grund habe.

Es ist damit so, wie mit dem Meisten, was uns Herr Baucher gesagt hat; von einer anerkannten erprobten Wahrheit ausgehend, ist er in seiner Behauptung zu weit gegangen, um nur anscheinend etwas Neues zu sagen.

Es ist gewiß, daß ein Pferd, welches durch vorausgegangene Wischzaumarbeit in's Gleichgewicht gesetzt ist, welches Haltung und Biegung hat, fast mit jeder Stange und Zäumung gut gehen wird, daß, kurz gesagt, ein abgebogenes Pferd nicht hartmaulig ist in der Hand eines verständigen geschickten Reiters; die Ausbildung des Pferdes und das Gefühl des Reiters wiegen ohne Zweifel schwerer, als die Form der Stange und die Art der Zäumung.

Aber nichts desto weniger hatte man sehr Unrecht, sich der Vortheile einer richtigen Zäumung und einer gut gewählten, dem Pferdemaul eigens angepaßten Stange zu begeben.

Wir wollen hier nicht die ganze Zaumungslehre durchführen; wir bemerken nur, daß eine gute Zäumung hauptsächlich von folgenden 3 Punkten abhängt:

1) **Von der Form der Stange.**

2) **Von der Lage der Stange.**

3) Von der Beschaffenheit der Stange und Lage **der Kinnkette.**

Bei der Form der Stange hat man auf die Form des Mundstückes und das Verhältniß des Oberbaumes zum Unterbaume zu sehen. Im Allgemeinen läßt sich über das Mundstück sagen, daß es nicht zu schwach im Fleische sein soll; zu dünne Mundstücke sind den Laden empfindlich, die Breite des Mundstückes hat sich nach der Breite des Pferdemauls zu richten, die sich mit jedem Stäbchen messen läßt; ob man dem Mundstücke mehr oder weniger Zungenfreiheit geben solle, hängt von dem Kanal des Pferdemauls und besonders davon ab, ob die Zunge mehr oder **minder dick und fleischig ist.**

Uebrigens glauben wir, daß sogenannte halbscharfe **Mundstücke** mit halber Zungenfreiheit fast in allen Fällen gute Dienste leisten, und da man Mundstücke, welche dick im Fleisch sind, auch in allen Fällen den dünnen vorziehen sollte, deren Wirkung zu empfindlich ist, so bliebe an der Form des Mundstückes nur die Breite zu reguliren, welche allerdings dem Pferdemaul angepaßt werden muß, wenn die Stange eine richtige Wirkung haben soll.

Durch das Verhältniß der Stangenbäume wird hauptsächlich die Wirkung der Stange bestimmt, weil diese eine hebelartige, und die Wirkung des Hebels mit der Länge des Hebelarmes proportionirt ist.

Im Allgemeinen kann man festsetzen, daß der Unterbaum die doppelte Länge des Oberbaumes ha-

ben, dieser selbst aber der Höhe der Laden — welche zwischen 1½ bis höchstens 2" ist — gleich sein solle.

Die Lage der Stange bestimmt sich nach der Lage der Kinnkettengrube, über welcher das Gebiß liegen soll. Eine Stange, deren Ausmaß wie oben angegeben bestimmt wurde, die ferner, um ihre freie Beweglichkeit nicht zu verlieren, runde Augen zum Einschnallen des Backenstückes hat, wird in solcher Lage die richtige Wirkung eines Hebels zweiter Art haben, — welchem die eingelegte Kinnkette den Ruhepunkt gibt, und bei dem die Last an den Laden des Pferdemauls und zwar auf jenem Punkte ist, wo das Mundstück aufliegt, die Kraft aber am Ende des Unterbaums durch den Zügelanzug wirkt.

Die Beschaffenheit, Länge und Lage der Kinnkette ist endlich der dritte Faktor, von welchem die richtige und gute Wirkung der Zäumung abhängt. Da sie den Ruhepunkt des Hebels abgibt, so ist es besonders wichtig, daß die Empfindung, welche sie dem Pferde am Hinterkiefer verursacht, nicht die Einwirkung des Gebisses auf die Laden überbiete. Deshalb muß sie gut, gleich und dicht gearbeitet und gerade so breit sein, daß sie gut in der Kinnkettengrube liege, sich überall gleichmäßig anschmiege und bei dem Anzug des Zügels nicht steige, was übrigens auch von der Länge des Oberbaums, der Form und Lage der Stange abhängt, über die wir so eben gesprochen haben. Sind diese in der Ordnung, dann bestimmt die richtige Länge der Kinnkette die Wirkung des Gebisses. Eine zu kurz eingelegte Kinnkette nimmt der Stange allen Spielraum und macht, daß jeder Zügelanzug augenblicklich und scharf wirkt, wodurch man das Pferd vom Gebisse abschreckt; eine zu lange Kinnkette läßt zu viel Spielraum, und indem sie der Stange erlaubt, beinahe bis zur Horizontalen zurückzugehen, verkürzt sie den eigentlichen Hebelsarm der Kraft so sehr, daß die Wirkung des Zaumes fast gänzlich aufgehoben ist.



Die Kinnkette ist dann gut eingelegt, wenn die Stange bei angezogenem Zugel den Winkel zwischen der horizontalen und vertikalen beilaufig halbirt, also gegen jede unter 45° geneigt ist. So bleibt einerseits genug Spielraum, um den Zugelanzug nicht zu momentan und zu scharf wirken zu machen, andererseits genug Lange des Hebelarmes, um die Stangenwirkung nicht aufzuheben.

Es gibt Pferde, welche an der Kinnkettengrube so empfindlich sind, daß selbst die dichteste Panzerkette sich nicht gleichmaßig und weich genug anschmiegt, um sie die Stange ruhig annehmen zu machen. In solchen Fallen bleibt nichts ubrig, als entweder die Kinnkette mit weichem Hirschleder zu futtern, oder gar nur einen ½ Zoll breiten Riemen statt der Kinnkette anzuwenden.

Man wird uns nicht zumuthen, daß wir, nach allen in diesen Blattern niedergelegten Ansichten uber Reiten und Zureiten, uber Haltung und Biegsamkeit der Pferde, ein großer Verehrer aller sogenannten Hilfszugel, der Bocktrensen, Martingalen rc. sind. Methodische Abrichtung und Reitergefuhl bieten im Allgemeinen einen sehr zweckmaßigen Ersatz fur dies ganze Rustzeug, mit welchem eine ungeschickte Hand dem Pferde nur Zwang anthut, ohne es williger und biegsamer zu machen, und welches eine geschickte Hand im Allgemeinen fuglich entbehren kann. Doch wollen wir nicht bestreiten, daß der taktvolle Gebrauch der Schleifzugel oder Martingale in der Abrichtung manchmal etwas beschleunigen konne. Die Schleifzugel gehen von einem Riemen aus, welcher an den Sattelgurten wie ein Sprungriemen befestigt ist, und sich beilaufig an der Pferdebrust in zwei Zugel theilt, welche durch die Trensenringe des Wischzaumes in die Hand des Reiters laufen. In die Trensenringe sind zugleich die gewohnlichen Trensenzugel eingeschnallt, so daß man mit zwei

Zügeln in jeder Hand reitet, und sie mit den kleinen Fingern theilt. Es begreift sich von selbst, daß man bei richtiger Anwendung dieser vier Zügel das Heben und Heranstellen von Hals und Kopf wie alle Biegungen weit mehr in der Gewalt hat, als mit dem einfachen Wischzaum, aber eben deshalb, weil man mehr Gewalt auf das Pferd üben kann, wird man es eher zu Widersetzlichkeiten reizen, oder unreine, verhaltene Gänge hervorrufen, als mit den bloßen Trensenzügeln, welche dem Pferde weniger Gewalt anthun. Deshalb gehört zum Reiten mit Schleifzügeln Reitertakt und eine weiche gute Hand.

Gebraucht man statt der Schleifzügel eine Martingale, so ist die Wirkung eine ähnliche doch weniger scharfe, und deshalb das Reiten auf der Trense mit vier Zügeln und Martingale dem Vorigen im Allgemeinen vorzuziehen.

Zum Schlusse müssen wir noch eine Beschreibung der in den österreichischen Equitationen gebräuchlichen Schultrense geben, indem wir überzeugt sind, allen Abrichtern durch das Detailiren dieser unendlich praktischen Verbesserung des einfachen Wischzaumes einen wesentlichen Dienst zu leisten.

Wie jeder Reiter wissen wird, ist nichts so häufig, als die Unart von Pferden, welche nicht ans Gebiß heran wollen, das Maul zu verdrehen, aufzusperren und beständig mit dem Trensengebiß zu spielen.

Dagegen hatte man kein anderes Mittel, als den Kappzaum aufzulegen, dessen Nasenriemen unter dem Gebisse eingeschnallt wurde; denn schnallt man in die Trense selbst einfach einen Nasenriemen ein, in der Art wie in's Stangengebiß, so werden die Mundwinkel bei jedem Zügelanzug zwischen Trense und Nasenriemen eingeklemmt und sind bald wund. Durch Einführung der Equitations-Trense ist diesem Uebelstand abgeholfen, indem man mit dem Wischzaume eine Art von Reithalfter in Verbindung

bringt. Die Backenstücke dieser Halfter laufen unter dem Genickstücke des Wischzaumes, in der Art, wie die Backenstücke der Trense beim englischen Zaum unter dem Genickstücke des Hauptgestelles, die Halfter hat einen Nasenriemen zum Schnallen, welcher unter das Trensengebiß des Wischzaumes gelegt wird, wodurch dasselbe seine Wirkung behält, während das Pferd an allen Unarten, die mit dem Maulaufsperren zusammenhängen, verhindert ist.

XVIII.

Vorschlag zu einer rationellen Remontirung. — Mustern und Vorführen. — Zu- und Vorreiten à la maquignon.

Zu einem früheren Abschnitte haben wir einige Ansichten über Reiterei in der Kavallerie niedergelegt, und dabei gleich bemerkt, daß eine Frage, die mit der Reiterei in der Kavallerie innig zusammenhängt, die Remontirung sei. Denn läßt sich auch durch Uebung und Abhärtung die Leistungsfähigkeit der Pferde auf ein ziemlich hohes Maß bringen, so bleibt doch das **Material** die Hauptsache.

Es wäre eigentlich dort schon am Platze gewesen, unsere Meinungen über die Remontirung tout bien que mal auszusprechen. Doch wir wollten früher einige Daten über das englische Pferd bringen, Einiges über die Rennen sagen, die wir doch schon vorher häufig berührt hatten, und so kam es, daß wir den Leser noch durch einige Abschnitte führten, bis wir uns endlich erinnerten, daß wir ihm noch unsere Meinung über das Remontiren schuldig seien und eine abgeben müssen, wenn er nicht glauben sollte, wir hätten überhaupt keine. Den Sprung möge

man entschuldigen, es sind dies eben nur lose Blätter über Pferdekunde, keine systematische Abhandlung über irgend etwas. Also zur Sache!

Wie wir früher zu erwähnen Gelegenheit hatten, ist fast durchgängig in den deutschen Armeen und auch in der österreichischen der gewöhnliche Landschlag, das Pferd des Bauers, die Quelle geworden, aus welcher der Bedarf zur Bespannung und Remontirung geschöpft wird. Sonst ergänzten sich die Kavallerieregimenter zum größten Theile mit wilden Remonten, die in Rudeln aus Bessarabien, der Ukraine und aus der Moldau über die Grenze kamen, oder in den wilden Gestüten eingefangen wurden, die es früher noch in einigen Grenzgebieten Siebenbürgens gab. Radautz war so ziemlich die Hauptdepot-Station für diese Pferdeauftriebe. Jeder ältere Kavallerieoffizier, der in Radautz „Remontenführer“ war, erinnert sich wohl noch des Obersten Herrmann, der mit unglaublichem Ueberblick in der Radautzer Reitschule die eingetriebenen Remonten musterte, und mit einer Sicherheit im Urtheil, die sonst auch ein ziemlich guter Pferdekenner nur durch genaue Untersuchung erlangt, die vorbeijagenden Wildfänge als Brak oder tauglich klassifizirte. Allerdings war diese Art von Remontirung mit ein wenig Gefahr und Mühe für die Abrichter verbunden. Vor Allem mußte der Remontenfassende Offizier seiner Sache gewachsen, er mußte ein tüchtiger Pferdemann, entschlossen und umsichtig sein, um mit seinem Remonten-Kommando ohne Fährlichkeiten und Unfall in der Stabsstation anzukommen. Unter den Husaren-Offizieren und in der ganzen Armee war in dieser Beziehung der jetzt als Major in Pension lebende Herr von Balassa renommirt, er machte die Pferdebändigung und Pferdeerziehung zum Studium seines Lebens, und hat auch die Früchte seines Nachdenkens und seiner Erfahrungen in einem ausführ-

lichen Werke über die naturgemäße Erziehung des Pferdes, dann in einer Abhandlung über den „Hufbeschlag ohne Zwang“ niedergelegt.

Wer es nicht selbst erfahren hat, was es heißt, einen Wildfang, der kaum noch je einen Menschen gesehen hat, zu einem verläßlichen Dienstpferde zu machen, der wird in dem angeführten Werke wenigstens einen Begriff von der Geduld, Konsequenz und Entschiedenheit bekommen, welche dazu gehört, um schnelle und sichere Resultate zu erlangen. Aber sind diese ersten Schwierigkeiten überwunden, so ist der Erfolg auch ein lohnender. Denn diese Wildfänge haben Knochen und Sehnen von Stahl und Eisen, und ihre Leistungen, wenn man sie zu entwickeln versteht, sind namentlich was Dauer anbelangt, unglaublich.

Im Allgemeinen hat man aber aus diesem Material nicht den Vortheil gezogen, der sich bei naturgemäßer Behandlung aus demselben hätte gewinnen lassen. Das struppige Haar und die aufgezogenen Flanken des Wildfangs stimmten wenig mit dem glänzenden und fetten Ideale überein, das man sich für das Aussehen eines Dienstpferdes geschaffen hatte, die Pferde der Steppen, welche dem Wetter zu trotzen und ihre Lunge in der freien Luft zu dehnen gewohnt waren, mußten in dumpfigen Stallungen in warme Decken gehüllt und bei spärlicher Bewegung glänzend und dick werden — die Folgen waren Augen- und Lungenentzündungen, welche nur zu oft mit Blindheit und Dampf endigten. So mußten die wilden Remonten, deren Behandlung mit so viel Schwierigkeiten verknüpft war, und häufig so naturwidrig betrieben wurde, in jeder Beziehung in Verruf kommen, und man betrachtete es als einen Fortschritt und eine Wohlthat, als der eigene Landpferdeschlag ergiebig genug war, um die Remontirung der Armee daraus besorgen zu können.

Wir sind durchaus nicht blind gegen die Vortheile, welche darin liegen, daß man jetzt mit seinem Pferdebedarf nicht mehr

an's Ausland gewieſen iſt, daß man bei großen Einkaufen nicht ſchwere Summen Silbergeld in die Fremde zu tragen braucht, und daß endlich jede Remonte mit wenig Ausnahmen ſo-weit hand- und mannfromm iſt, daß man ihr Sattel oder Geſchirr auflegen, und ſie im Nothfalle gleich oder doch nach wenigen Wochen ſchon einrangiren kann, aber wir glauben, daß die Leiſtungen dieſer Pferde beträchtlich unter den Leiſtungen der Tabunpferde *) ſtehen, und wir ſind eben deßhalb der Anſicht, daß man wenigſtens um möglichſt gute Leiſtungen zu erzielen, nicht nur bei der Abrichtung der Pferde die Entwicklung der Sehnen, Muskeln und Lungen im Auge behalten, ſondern auch bei der Remontirung ſolche Einleitungen treffen ſollte, um ſich der beſten unter dem vorhandenen Material zu verſichern.

Das Material ſelbſt iſt natürlich in letzter Inſtanz nur das Reſultat der Zucht, und von der Art, wie dieſe betrieben wird, hängt daher die Güte und Leiſtungsfähigkeit unſerer Remonten ab. Doch wir wollen hier von der Zucht abgehen und uns nur mit der Art des Remontirens befaſſen, indem wir in Bezug auf jene nur flüchtig wiederholen, daß die aufgeſtellten Landbeſchäler unbedingt aufhören müſſen, faule Wollüſtlinge und Nichtsthuer zu ſein, wenn ihre Nachkommen ſehnen- und lendenſtarke Pferde werden ſollen.

Doch nun Einiges über die Remontirung ſelbſt.

Dieſe geſchah bis jetzt auf zweierlei Arten, durch den Handeinkauf und durch die Lieferung. Die Ergänzung aus den Militärgeſtüten kann ſich ſelbſt bei den beſtbedachten Regimentern — kaum auf mehr als die Pferde der Offiziere und Chargen erſtrecken, und kommt alſo hier nicht in Betracht. Je

*) Tabunen nennt man in Rußland Einfriedungen, in welchen die in den Steppen gefangenen Pferde eingeſtellt werden.

dermann weiß, daß der Handeinkauf gewöhnlich bessere Pferde gibt, als die Lieferung, was auch ganz natürlich ist. Der Offizier kauft da für sein eigenes Regiment, und es muß ihm viel daran liegen, möglichst gute Pferde zu bringen, da alle Ehre und alle Verantwortung auf ihn fällt. Der Handeinkauf, wie er jetzt organisirt ist, kann aber nur für die geringen Ergänzungen des Friedens ausreichen; bei größerem Bedarf muß man zum Ausschreiben der Lieferungen schreiten. Bei der Lieferung aber ist man nicht so rigoros, und kann es wohl auch nicht sein, da es sich bei derselben um eine zahlreiche, schnell zu schaffende Ergänzung und Vermehrung handelt.

Die Pferde-Assentirungs-Kommissionen, die man in solchen Fällen aufstellt, sind für die Diensttauglichkeit der angekauften Pferde verantwortlich, und sollen — weil große Ankäufe nur im Falle außerordentlichen Bedarfs verfügt werden — auch möglichst viel in kurzer Zeit abstellen. Durch diese beiden Bedingungen sind die Kommissionäre fast ausschließend an den jüdischen Lieferanten gewiesen.

Denn erstens ist der jüdische Lieferant in der Lage, viele Pferde in kurzer Zeit zum Abstellen zu bringen, und zweitens hat die Assentirungskommission ihm gegenüber viel mehr Sicherheit beim Ankauf als beim Bauer, der nur einzelne Stücke auf den Assentplatz führt. Denn während der jüdische Lieferant jedes abgestellte Stück, das bei der Eintheilung der Remonten in die einzelnen Truppenkörper von den Kommandanten zurückgestoßen und als fehlerhaft klassifizirt wird, anstandslos zurücknimmt, wodurch die Assentirungskommission gegen alle Verantwortlichkeiten und Zahlungen gedeckt ist, bleibt ein Pferd, das von einem Bauer angekauft wurde, und dann später als fehlerhaft klassifizirt und zurückgestoßen wird, der Kommission, welche es ersetzen muß, zur Last.

Wer also schnell und sicher abstellen will, muß sich an den Lieferanten halten, dessen Pferde er viel oberflächlicher mustern kann, während er das einzelne Pferd des Bauers einer viel vorsichtigeren Prüfung unterziehen muß, wodurch der letztere durch den Juden vom Assentplatze mehr oder weniger verdrängt wird.

Wie große Summen gehen aber auf solche Art in die Tasche des Händlers, und wie wenig hat der eigentliche Züchter, welchem der Jude sein Ausstellung oft als Abzahlung einer Wucherschuld um unglaublich niedere Preise abdrückt, für alle Mühen der Aufzucht und wie wenig Aneiferung dabei, dieselbe durch rationellen Betrieb zu heben.

Das ist offenbar ein großer Uebelstand, dessen Beseitigung im Interesse der Pferdezucht wie der Remontirung liegt.

Es handelt sich also darum, eine Art der Remontirung einzuführen, welche dem *Bauer* die Vortheile sichert, die jetzt in die Hände der *Makler* fallen, und welche dem Züchter eine Aufmunterung gäbe, kriegstaugliche Pferde zu ziehen.

Dies einzuführen wäre unseres Wissens mit keiner erheblichen Schwierigkeit verbunden.

Die Offiziere der Beschälposten und der Gendarmerie sind in der Lage, jedes Pferd, welches in ihrem Bezirke fällt, zu kennen; die Beschällisten und Zettel, welche ohnedies schon existiren, geben hierzu den nächsten Anhaltspunkt. Wären die Vaterpferde *erprobte* Hengste, deren *Leistungen* man kennt, so ließe sich durch die genaue Führung eines Konskriptions-Protokolles über die von den verschiedenen Hengsten erzeugten Fohlen zu jeder Zeit ein ziemlich genaues Bild entwerfen von der Quantität und *Qualität* der Pferde, über welche jeder Bezirk verfügt, denn durch Vereinigungen, Bauern-Rennen und Prämirung, welche letztere in beschränktem Maße ohnedies besteht

konnten die betreffenden Organe sich leicht an fast aller nothigen Daten setzen.

Um die Ergänzung mit Remonten unter gewöhnlichen Verhältnissen zu bewirken, wurde der Handeinkauf durch Offiziere der betreffenden Regimenter genügen, welche bei den Beschälbezirken alle nöthigen Details über die vorhandenen kriegstauglichen Pferde erheben und mit möglichst geringem Zeit- und Kostenaufwande, ohne planlos im Dunkeln nach Pferden suchen zu müssen, die Deckung des Bedarfs bewirken konnten.

Bei außerordentlichen Aufstellungen müßten ambulante Assentirungs-Kommissionen die Bezirke bereisen, und geführt durch genaue Konscriptions-Protokolle dürfte es ihnen nicht schwer werden, selbst den ausgedehntesten Anforderungen in kurzer Zeit und besser zu entsprechen, als bisher. Man müßte eben von Seite des Aerars dasjenige machen, was der Händler bisher gethan hat, d. h. die pferdereichen Bezirke und deren disponiblen Pferdestand kennen und diese Bezirke bereisen.

Es ist natürlich, daß man auch von der strikten und ungenügenden Abtheilung der Preise nach dem Zollmaß abgehen müßte. Denn gerade diese Preisvorschreibung nach dem Maß ist wieder ein Grund mehr, welcher dem Händler auf dem Assentplatze fast allen Terrain gibt, und den kleinen Züchter, den Bauer davon verdrängt. Denn der Händler, welcher Hunderte und Tausende von Pferden absetzt, kann wohl in Bausch und Bogen den Preis nach dem Maße annehmen, ist unter seinen kleinen Pferden, die den niedrigsten Preis haben, auch wirklich eines oder das andere, welches vermöge seiner sonstigen Eigenschaften viel werthvoller ist, so bringt er dagegen wieder manche große Mähre, für die nichts spricht, als das Maß, um den höchsten Preis an. Nicht so der Bauer. Dieser bringt ein oder zwei Pferde, die durch 4 Jahre seine ganze Sorge ausgemacht

haben und nun sein ganzer Stolz sind, die aber auch wirklich gut gelungen und vorzügliche kräftige Dienstpferde abgaben, auf den Assentplatz, ist aber natürlich durch nichts zu bewegen, sie um den schlechten Preis von 120 fl abzulassen, welchen das Maß vorschreibt.

Darum mußte man bei der Remontirung ein wenig von dem allgemeinen und obersten Grundsatze des Mißtrauens abgehen, das jeden tüchtigen Mann hindert, was Tüchtiges zu leisten. Man setze einen Maximalpreis fest, und allenfalls auch die Preisabstufungen, erlaube aber demjenigen, der den Einkauf besorgt, nach seiner Einsicht und der Billigkeit, nicht aber nach dem Maß die Preisbestimmung zu treffen.

Um Pferde auf dem Assentplatze zu mustern braucht es, wenn das Geschäft nicht endlos langweilig werden soll, ein sehr geübtes und scharfes Auge, das selbst nicht ein jeder Pferdekenner hat.

Im Allgemeinen lassen sich hierüber folgende Anhaltspunkte geben.

Die inneren Krankheiten zu erkennen, ist die Sache des Thierarztes, welcher einer jeden Assentirungs-Kommission beigegeben ist. Der Offizier hat besonders das zu beurtheilen, was man unter der Bezeichnung Exterieur zusammenfaßt. Er wird also sein Augenmerk auf die allgemeine Erscheinung, das Knochengerüste, die Gänge, auf die Augen und das Alter richten.

Um die Augen zu beurtheilen, gibt es ein einziges sicheres Mittel.

Man führt das Pferd aus dem Stalle, dem Thoreingange oder sonst einem dunkleren Orte in die Helle und beobachtet aber, ob die Pupille sich in dem Maße, wo das Pferd in das Licht tritt, regelmäßig und gleichmäßig zusammenzieht. Die Erkennung des Alters nach den Zähnen läßt sich nicht mit ein

paar Worten abthun, sie erfordert Studium, um das Wesen der Sache kennen zu lernen, und Uebung, um sich nicht durch künstliche Mittel, das sogenannte „Gitschen" täuschen zu lassen. Die Länge, und wo diese durch Abfeilen normal gemacht ist, die Reibungs-Flächenform der Zähne, welche sich nicht künstlich und willkürlich abändern und zurichten läßt, geben hier sichere Anhaltspunkte für's Urtheil und werden verhüten, daß man sich durch künstlich eingebrannte Marken oder Abfeilen über das wahre Alter täuschen lasse.

Uebrigens ist ein 9 oder 10jähriges Pferd von gutem Bau und reinen Füßen einem noch nicht ganz entwickelten unbedingt vorzuziehen und wird für den Kriegsdienst namentlich gewiß bessere Dienste leisten, wenn auch das System es ausschließt.

Um über die Diensttauglichkeit ein richtiges Urtheil zu fällen, handelt es sich vor allem um eine genaue Prüfung des Knochengerüstes und der Proportionen der einzelnen Gliedmaßen. Der Widerrist, die Schulterlage, Breite des Oberarmes, Verhältniß zwischen Oberarm und Schienbein, Weite des Brustkorbes, Stellung der Vorderbeine, die Lage, Länge und Verbindung der Rückenwirbel, die Lenden- und Hankenparthie, Breite des Sprunggelenkes, der Sprunggelenkswinkel, endlich die Lage und Länge der Fesseln sind die Hauptpunkte, welche bei der Beurtheilung des Knochengerüstes in's Auge gefaßt werden müssen. Es existiren über alle diese Parthien sogenannte günstigste oder Normal-Ausmaße und Proportionen, aber es ist begreiflich, daß jedes Pferd mehr oder weniger von diesem Ideale abweicht; das Auge des Kenners weiß mit fast unbewußtem Takte zu beurtheilen, ob diese Abweichungen nicht so weit gehen, die Tauglichkeit zu diesem oder jenem Zwecke aufzuheben.

Ein tüchtiger Pferdekenner gibt sich besonders durch ein richtiges Urtheil im Klassifiziren der Pferde kund

Er wird aus dem Bau und dem Gange des Pferdes entscheiden, ob es zum Reitdienste, zum leichten oder zum schweren Zug zu verwenden — eine Sache, mit der fast ein Jeder ohne viel Ueberlegung und in wenigen Worten fertig zu werden denkt, die aber mehr erfordert, als man immerhin glaubt.

Um den Gang zu sehen und beurtheilen zu können läßt man es zuerst im Schritte gerade vor, dann im Trabe führen. Man sieht hierbei, ob es die Füße gerade setzt, nicht fuchtelt oder kreuzt, ob der Gang raumgreifend und korrekt ist. Im ruhigen bequemen Schritte ist oft am leichtesten zu erkennen, ob nicht ein oder der andere Schenkel des Pferdes angegriffen sei und deshalb geschont werde. Bemerkt man, daß das Pferd nicht vollkommen gleich tritt, so ist es gut, es in der Volte und zwar auf jener Hand führen zu lassen, welche dem geschonten Fuß entspricht, also wenn es den linken Fuß schont, links und entgegengesetzt. Dadurch wird es sich entschiedener zeigen, ob das Pferd wirklich nachgibt, oder ob das ungleiche Treten in schlechtem Vorführen seinen Grund habe, oder nur Täuschung war.

Wir wollen über das Mustern nichts weiter sagen, — es wäre dies nur eine Wiederholung von Bekanntem.

Aber so leicht sich Alles dies sagen läßt, so schwer ist es auszuführen. Denn beim Mustern der Pferde auf einem großen Assentplatze oder auf einem Markte kommt man mit der gewöhnlichen Pferdekenntniß nicht aus. Man hat keine Zeit und keine Ruhe, ein Pferd vom Kopf bis zum Fuße zu betrachten, es zu untersuchen, in der Ruhe und im Gange zu beurtheilen. Das Gewühl, die Unruhe der vielen Pferde, das Herumtreiben der Juden, deren jeder mit seiner langen Peitsche die ihm nahe kommenden Pferde in Aufregung zu setzen versteht, machen, daß der Gesammteindruck sowohl, als das Bild des einzelnen vorgeführ-

ten Pferdes sich ganz anders gestalten, als wenn dies alles in Ruhe wäre, und man es mit Muße ansehen könnte. Da kann nur ein rascher Ueberblick, ein richtiger Takt und eine langjährige Uebung helfen, wenn man nicht die gröbsten Verstöße machen will. Der Gang des Pferdes bleibt da noch der einzige sichere Anhaltspunkt, an welchen der erfahrne Kenner sein Urtheil über Vermögen und Tauglichkeit knüpfen kann.

Auf einem Assentplatze, wo man am Ende das Recht hat, über die Art des Vorführens das Gesetz zu geben, kann man sich noch eher helfen. Es kommt hauptsächlich darauf an, den Schwarm von Händlern und Juden, welche sich alle um jedes vorgeführte Pferd zu drängen pflegen, durch Schnalzen oder einen gelegenheitlichen Peitschenhieb die ganze Pferdeaufstellung in beständiger Aufregung erhalten und es nie dazu kommen lassen, daß man irgend ein Pferd ruhig auf seinen vier Füßen stehen sehe, in den Hintergrund zu verweisen. Gut ist es, wenn man das Pferd, nachdem man es angesehen und durch die Händler hat vorführen lassen, einem der bereitstehenden eigenen Leute zum nochmaligen Vorführen übergibt, und es da lang und — wie man auf gut wienerisch sagt — schlampet vorführen läßt, wobei man sich am besten ein richtiges Urtheil bilden kann.

Kauft man Pferde für seine Privatzwecke, so thut man, wenn man eben kein besonderer Kenner ist, am besten, das Pferd, welches angekauft werden soll, vorerst gründlich zu probiren. Wir verstehen darunter keineswegs jenes endlose, indiskrete „auf Probe nehmen", womit unentschlossene Käufer häufig alle Pferdehändler und alle ihre Bekannten maltraitiren.

Ein tüchtiger Ritt oder eine Weitausfahrt und darauf eine Nacht im eigenen Stalle gibt so ziemlich über Alles Aufschluß, was man zu erfahren wünschen kann. Man lernt Temperament, Gehwerk, Athem, Freßlust, Stalluntugenden der Pferde ken-

nen, und ein gründliches Durchputzen wird unsern Reitknecht oder Kutscher, von dem man doch voraussetzen sollte, daß er nicht gegen unser Interesse komplotirt, selbst von jenen minder auffälligen Mängeln in Kenntniß setzen, die einem weniger geübten Auge beim Vorführen und Mustern entgehen.

Zum Schlusse wollen wir noch ein Paar Worte über das Zu- und Vorreiten [illegible] sagen.

Das gründliche Durchreiten der Pferde ist leider heute eine Seltenheit geworden. Der Händler stellt einen Transport von 4½ oder [illegible]jährigen Pferden auf, und ist nur darauf bedacht, sie sobald als möglich als Reit- und Wagenpferde wieder an Mann zu bringen. Als Kaufmann mag er recht haben, aber die Reitkunst und die Annehmlichkeit des Reitens leiden gewaltig darunter. Man findet heute, außer in den Stallungen einiger älteren großen Herren, die noch nicht mit Haut und Haaren der Anglomanie in den Rachen gefahren sind, kaum mehr eines von jenen gründlich gerittenen, durchgebogenen Pferden, welche sonst die Delice eines jeden Mannes vom Fach ausmachten.

Wenn das junge Pferd, das ohnedieß bei Hause aufgezogen, also hand- und mannfromm ist, in den Stall des Händlers kommt, wird es gewöhnlich vom Bereiter einige Tage mit Trense und Schleifzügeln geritten, und ein wenig abgebogen, um ihm vor Allem den Kopf heranzustellen. An ein Aufrichten und Durchbiegen in den Flanken denkt man dabei nicht. Ist das Thier gutmüthig und hat es am Schleifzügel ein wenig Stellung und Haltung genommen, so zäumt man es leicht auf mit loser Kinnkette, und versucht es einigemale im Freien und bei der Truppe und — das Pferd ist fertig.

Das sind im Durchschnitt die Pferde, welche man als vollkommen gerittene und verläßliche Trupp-Pferde verkauft, die mit schwerem Geld bezahlt werden, und ihre Käufer, die gewohn-

lich keine besonderen Reiter und ohne Erfahrung sind, nach der kurzesten Zeit nicht mehr zufrieden stellen. Das Pferd hat nicht eingeschlagen, heißt es dann, und so wird oft aus dem besten Materiale nichts, weil man es bei der ersten Abrichtung uberhudelt hat, und ein à la maquignon gerittenes Pferd nur, wenn es in die Hand eines grundlichen Reiters kommt, einschlagen kann.

Zu dem Zureiten à la maquignon gehort aber auch die Kunst des Vorreitens. Man kann der grundlichste Bereiter sein, und deßhalb doch nicht den zehnten Theil so gut vorzureiten verstehen, als mancher alte polnische Jude, der scheinbar lose und schlecht zu Pferde sitzt, und gar weidlich uber seine Ungeschicklichkeit ausgeschimpft wird.

Zum guten Vorreiten à la maquignon gehort vor Allem, daß man die Leistungsfahigkeit des Pferdes zu beurtheilen verstehe und Geschmack habe. Jedes Pferd muß nach seinen Eigenthumlichkeiten geritten werden, das Pferd mit schwachem Hintertheil gut herbei genommen, das mit kraftigen Hanken vorn aufgerichtet — das weiß ubrigens fast Jedermann, und doch ist es unendlich schwierig, beim Vorreiten all' die kleinen Nuancirungen zu treffen, welche das Pferd in seiner vortheilhaftesten Gestalt erscheinen lassen. Bei diesem Vorreiten kommt es nicht darauf an, jeden Widerstand des Pferdes zu besiegen; es handelt sich darum, keinen Anlaß zu einem solchen zu geben und indem man einem Pferde, das seinen eigenen Willen durchzusetzen fur gut halt, bei Zeiten und mit Geschick nachgibt, und in seine Ideen eingeht, dem Ganzen den Anschein zu geben, als folge das Pferd nur unserer Hilfe, und sei uberhaupt das lenksamste willigste Thier. Eine aufmerksame Tour im Schritt auf jeder Hand gibt einem Vorreiter, der Takt und Reitergefuhl hat, selbst bei einem Pferde, das er zum ersten Male besteigt

und vorreitet, Aufschluß genug, um zu wissen, wie er es vorreiten soll.

Doch dieß Alles läßt sich nicht erklären, es ist etwas noch Höheres als die höhere Reitkunst — das geschmackvolle Vorreiten aller Gattungen von Pferden; das ist etwas, wozu der Mann geboren sein muß, was sich nicht erlernen läßt.

Laien, wenn sie auch sonst gute Reiter sind, möchten wir aus Gründen, die sich aus dem Vorgesagten leicht von selbst entwickeln, sehr widerrathen, das erste beste Pferd, das man ihnen bei irgend einem unbekannten Pferdehändler vorgeritten hat, anders als mit der größten Vorsicht selbst zu besteigen. Der beste Reiter kann dabei nur zu leicht eine lächerliche Rolle spielen und selbst Unglück haben, denn manches Pferd das auf seinem gewohnten Musterplatz unter der Hand des Vorreiters die eingelernten Lektionen brillant geht, ist oft nichts weiter als eine eigensinnige Schindmähre.

———

Schlußbemerkungen.

Wir schließen die Blätter über Pferdekunde und haben nur noch den einen Wunsch, daß es uns gelungen sein möge, hie und da etwas Nützliches, Wissenswerthes und Anregendes zu bringen. Wir hoffen, der Fachmann finde manche interessante Notiz darin und manche Wahrheit ausgesprochen, welche er in seiner eigenen Erfahrung bestätigt sieht, und der Pferdebesitzer oder Pferdeliebhaber könne sich vielleicht bei mancher Verlegenheit in diesen Blättern Raths erholen und einige Andeutungen über die richtigen Wege finden, die man wandeln muß, um etwas zu erreichen, auf dem Gebiete der Hippologie.

Wir haben uns nirgends bemüht, mit ein paar Worten über Schwierigkeiten hinwegzuhelfen, und die Ansicht zu verbreiten, als sei die verständige Behandlung des Pferdes ein Ding, das sich von selbst lerne, und es genüge, Pferde zu halten, um von Pferden etwas zu verstehen. Es war uns vielmehr darum zu thun, unsern Lesern die Ueberzeugung zu geben, daß die Pferdekunde eine Wissenschaft, daß Reiten und Fahren eine Kunst sei, und daß folglich alle Profeten, die von Zeit zu Zeit mit der Behauptung auftauchen, sie hätten das Geheimniß entdeckt, wie man mit dem Pferde umgehen müsse, um ohne Mühe und Zeit alle nur möglichen Erfolge zu erreichen, mehr oder weniger sich selbst, jedenfalls aber das Publikum täuschen. Alles ist leicht, was man kann, und alles sieht sich leicht an, was geschickt ausgeführt wird; und jeder glaubt dann nur zu gerne,

das Nachmachen sei eben so einfach, und wendet lieber einiges Geld auf ein Geheimniß, als Studium, Mühe und Zeit auf's Wissen und auf die Kunst.

Indem wir also nirgends Schwierigkeiten unter schönen Worten zu verdecken, sondern vielmehr die Mittel und Wege anzugeben versuchten, wie ihnen zu begegnen und sie zu überwinden seien, glauben wir der Pferdekunst eben sowohl, als allen Liebhabern einen wesentlichen Dienst erwiesen zu haben; denn es gibt keinen schwereren Riegel vor dem Eingang zum Erfolg, als die Selbsttäuschung, und wenn man es in irgend einer Sache zu was bringen will, ist nichts schädlicher, als die Meinung, alles gehe von selbst.

Es thut uns leid, wenn wir hiermit in die Hoffnungen manches jugendlichen Sonntagsreiters, der in freien Stunden equestrische Versuche auf Miethgaulen betreibt und sich in Folge dessen für einen Centauren hält, rücksichtslos eingreifen, und seiner eigenen hohen Meinung von seiner Reitkunst schonungslos auf den Fuß treten.

Dafür ist es uns vielleicht gelungen, Einigen, die wirklich Neigung, Anlage und Ausdauer in sich fühlen, praktisch und theoretisch Hippologie zu treiben, einen Ueberblick über das Gebiet derselben zu geben, sie zu orientiren, und mit den besseren und gebahnten Wegen zu Resultaten bekannt zu machen — vielleicht waren wir so glücklich, da und dort auf diesen Wegen ein Hinderniß wegzuräumen, oder gar die Richtung eines kürzeren praktikabeln Pfades durch bis jetzt ungegangenes Terrain oder durch die Irrwindungen eines Labyrinthes zu markiren; und damit würden wir uns gerne über die Enttäuschungen trösten, welche wir den Schwärmern für die Einführung des Dampfes in die Dressur und in das Pferdewesen überhaupt bereiten mußten. Der

Himmel behüte uns für unsere Pferde vor dem Dampf in jeder Bedeutung.

Bevor wir vom Leser Abschied nehmen, müssen wir noch einige Worte über Herrn Rarey zu ihm sprechen, der ja doch eigentlich mit seinen unerhörten Künsten uns den Impuls zur Veröffentlichung dieser Blätter gegeben und es folglich zu verantworten hat, wenn wir damit den Vorrath an disponibler Langeweile einigermaßen mehren halfen.

Wir haben Rarey's Verfahren nach den Grundsätzen der Hippologie so zu sagen a priori beurtheilt, wir hatten seine Produktionen nicht gesehen, aber dessenungeachtet und vielleicht eben darum, weil unser Urtheil nicht durch die Sinne verführt und geblendet war, behaupteten wir mit Sicherheit „Hinter der Sache kann nichts reelles, für die Hippologie Neues und Nützliches sein, es sind höchstens blendende persönliche Kunststücke." Mit diesem Urtheil stießen wir schon häufig auf herben Widerspruch im Kreise jener blinden Rarey Verehrer, welchen die Grundsätze der Pferdewissenschaft nicht recht klar zu sein scheinen, und die immer nur, wie alle Halbwisser den glanzen den Erfolg anstaunen und dann Alles glauben, was man ihnen über die Ursachen dieser Erfolge vordemonstrirt. Eine wahre Beruhigung unserem schriftstellerischen Gewissen gegenüber mußte uns darum ein Artikel aus Berlin in der Jagdzeitung vom 31. März gewähren, in welchem wir alle unsere Ansichten über Rarey von einem gründlichen Fachmann, der Rarey's Produktionen und theilweises Fiasko in Berlin mit angesehen, bestätigt fanden. Wir lassen ihn zum Nutz und Frommen unserer Leser in voller Ausdehnung hier folgen, er soll den Schluß der Blätter über Pferdekunde bilden, und wenn wir schon mit einem Raisonnement über Rarey's Methode begonnen haben, so wollen wir auch mit einer Kritik seiner Erfolge schließen.

Die Jagdzeitung schreibt:

Berlin, am 20. März. Rarey hatte hier ziemlich leichtes Spiel gehabt und, was noch besser, er hat 8000 Thlr. in der Tasche. Leichtes Spiel, weil schon lange vor seiner Ankunft weit und breit auf ein für unzähmbar gehaltenes Pferd oder ein wirklich böses gefahndet wurde, jedoch vergebens. Ein factischer Beweis, daß es auch hier nicht an Personen mangelt, welche die Uebung und das Geschick jeglicher Pferdebändigung und Dressur besitzen. Daß der Amerikaner eine vortreffliche Geschicklichkeit in der Behandlung des Pferdes hat, bei Anwendung derselben immense Körperkraft und Ruhe zeigt und zumeist mit guter Methode vorgeht, kann wohl nicht bestritten werden. Er hat sich in der k. Marstall-Reitbahn, wo er öffentliche Vorstellung gegen 2 Frd.'or Entrée gegeben, wie in dem Wollschläger'schen Cirkus auch seines Rufes würdig bewährt. Allein Wunderbares, Erstaunliches haben wir von ihm nicht gesehen.

Und selbst Neues nicht. Keiner, der sich mit dem edelsten Thiere, dem Pferde, lange beschäftigt, wird zugeben können, daß ein Pferd, welches Halfter, Zaum und die Gurte auf sich hat, sich ruhig in eine Lokalität führen läßt, die von Menschen strotzt, und duldet, daß man ihm ein Bein hoch bindet, ein ungebändigtes Pferd ist. Ist man so weit mit einem Pferde gelangt, so bedarf man wahrhaftig nicht mehr der Rarey'schen Methode, das unglückliche Pferd gebunden zu martern, bis es in Schaum gebadet, athem- und kraftlos zu Boden sinkt, um es menschlichem Willen fügbar zu machen. Ein Hase, der Hallali gehetzt, auf einen Schuß nicht davonläuft, ist eben so wenig dressirt wie ein vor Ermattung auf die Erde gesunkenes Pferd fromm gemacht, wenn es keine Wahrnehmung beim Rühren der Trommel oder Aufspannen des Regenschirmes äußert. Statt ein seiner Kraft beraubtes Thier zu belehren, ist es sicherlich des Menschen wür-

diger, mit Vernunft und Urtheilsvermögen dem Pferde in seiner vollen Kraft belehrend entgegen zu treten, was sicherlich immer möglich ist, wenn man die richtige Art anzuwenden versteht. Wir hätten hier gerne gesehen, wie sich Herr Rarey einem wirklich bösen Pferde nähert, denn läßt sich das Pferd schon anfassen, Zaum und Gurt auflegen, dann ist wohl das Schwerste gemacht. Von diesem Momente an, — so schreibt ein Sachverständiger den Bl. für Pf. und J. — den ich erlangen sehen will, begann erst Herr Rarey vor dem Publikum zu handeln, und so wurde wenigstens ich über das Zureitlernen in der Vorstellung sehr getäuscht. Rarey entfesselte aber auch das Pferd und dann nahm er die Hinterfüße auf u. s. w. — so wird mir wahrscheinlich entgegnet werden. — Allerdings, ich sah es auch; aber der Mensch, der zu beurtheilen vermag, ob und wie weit ein Pferd erschöpft ist, kann auch beurtheilen, wann das Thier wieder bei seiner vollständigen Kraft ist. Zurückgekehrt zu dieser, sah ich nicht Rarey mit dem Pferde Operationen machen, die beweisen, daß es etwas gelernt hatte oder sich dem Willen des Meisters fügte. Die von Herrn Rarey in meiner Gegenwart — in einer öffentlichen Vorstellung — hervorgerufene vollständige Kraftlosigkeit und Erschöpfung des Pferdes kann ich nicht billigen. Dem Besitzer des Pferdes kann Herr Rarey vielleicht das Pferd bezahlen, aber nicht garantiren, daß dem Pferde kein Schaden geschieht. Fügt sich ein edles Roß nicht in das grausame Aufbinden beider Vorderfüße, so kann es herumtoben, bis es todt niederfällt. Herr Rarey mag bei seiner großen Gewandtheit und Kraft häufiger, als Andere Unglück abwenden; aber in der Art, ich sage, wie er es öffentlich zeigte, kann auch er nicht verhüten, daß das Thier seine Glieder so überanstrengt, daß sie leiden, oder daß das Pferd eine Lungenentzündung bekommt. Mag dieser Fall nicht vorgekommen sein, ganz gleich,

ich berufe mich, wenn mein Urtheil nicht kompetent erscheint, auf Männer von Kenntnissen in diesem Fach; das Urtheil wird lauten: Möglich, daß es dem Thiere nicht schadet; aber auch möglich, daß es ferner nur für den Scharfrichter noch Werth hat. Das Wort „entweder, oder“ darf doch wohl verantwortlicher Weise nur ausgesprochen werden, wenn in Folge der angewendeten Prozedur — angenommen, sie schadet dem Pferde nicht — das Pferd auch wirklich fromm wird. Dieser Nachweis muß noch geführt werden. Was das Pferd in einem erschöpften, machtlosen Zustande sich gefallen läßt, das wird es in voller Kraft noch lange nicht thun, und werden noch sehr vernünftige Uebungen angestellt werden müssen, die die Geduld und Praxis des Lehrers bekunden, Eigenschaften, die Herr Rarey wohl ahnen läßt, aber nicht zeigte. Wie ich Zeuge der Manipulation des Herrn Rarey war, waren nicht gerade die Pferde der edelsten Race angehörig, also früher wie ein edleres Pferd müde; aber sie sind vor 24 Stunden, wie ich es beurtheile, nicht wieder in der Kraft, wie sie es waren, ehe sie in die Zwangsjacke kamen. Ein Pferd, geängstigt und gequält bis es niedersinkt, versagt das Futter, ist also in keinem gesunden Zustande. Der von mir verlangte Zustand des Pferdes fordert aber Gesundheit und Kraft, wenn es lernen soll. In solchem Zustande zeigte Herr Rarey bei einem Pferde keine erlernte Folgsamkeit, vielmehr zeigte der gewisse Fuchshengst, daß er, unlängst der Fesseln beraubt, selbst Herrn Rarey fern zu halten wußte. Nicht Herr Rarey, wohl aber Herr Wollschläger — der meine Ansichten mit noch Vielen unterschreiben wird — machte das Thier zuerst unschädlich *). Welchen Nutzen zeigt daher die Methode des

*) Ueber den hier erwähnten Vorfall ist in der Kreuzzeitung vom 5. März folgende übereinstimmende Mittheilung enthalten: „An dem letzten Abend, an dem Mr. Rarey im Wollschläger'schen Circus eine Vorstellung gab, bewies

Herrn Rarey? Was nun die Bezwingung der Kraft eines Pferdes in Art des Herrn Rarey betrifft, so wird er diese wohl nicht für neu oder als von ihm erfunden angeben. Es sind circa 30 Jahre her, wo einer meiner Lehrer in der Person des damaligen Direktors der Reiter-Gesellschaft in Berlin, Herr Baptist Loisset, heute königl. Stallmeister im Haag — würdigen Andenkens — mich die Pferde hinlegen lehrte, diese Methode ziehe ich der Rarey'schen deshalb vor, weil sie, wiewohl derselben sehr ähnlich, das Resultat hatte, daß sich die Pferde oft schon an demselben Tage unerschöpft, ungefesselt und gern hinlegten. Nicht nur ich, sondern noch viele Menschen zeigten dies Verfahren im Leben oft an Pferden, die, wenn sie auch nicht nach meinem Begriff böse waren, sich aber sehr viel kitzlicher und unleidlicher bei Annäherung eines Menschen zeigten, als die Thiere, an denen Herr Rarey seine Methode in Berlin öffentlich zeigte. Die Prinzipien in der Erziehung der Pferde gründen sich gewiß auf das vernünftige Lehren des „Sich fügen" in die ruhig anzuwendende Gewalt; die Ausdehnung der Gewalt bis zur Erschöpfung des Thieres, ohne entschiedenen Nutzen, verwerfe ich.

Ueberraschend zwar, aber 1859 in Berlin geschehen.

ein Vorfall, daß wir hier Pferdebändiger haben, die noch unerschrockener zu Werke gehen, als der Amerikaner. Es war der bereits am Sonnabend von Mr. Rarey behandelte äußerst wilde Fuchshengst nochmals in den Stall gebracht worden. Derselbe riß sich dort los und tobte so wild, daß die Stalldiener und alle Anwesenden entflohen und Niemand sich heran wagen wollte, obschon große Gefahr vorhanden war, daß das wilde Thier die werthvollen Schulpferde verletzen werde. Während Mr. Rarey ruhiger Zuschauer blieb, sprang der Direktor Wollschläger allein in den Stall, und es gelang ihm, das unbändige Pferd zu fassen und festzuhalten, bis weitere Hilfe kam, mit der es dann festgemacht wurde."

Man muß aus Amerika sein, wenigstens weit her sein, einige unglaublich scheinende Geschichten aus Paris durch die Zeitungen jagen, mindestens 100 £ für eine Vorstellung fordern, den Zweck nicht erreichen können, weil — das nöthige Material nicht zu finden, und — man nimmt in wenigen Tagen (nur) 8000 Rthl. mit.

Druck von J. B. Wallishausser.

